

Ludwig Gasteiger, Marc Grimm,
Barbara Umrath (Hg.)

Theorie und Kritik

Dialoge zwischen unterschiedlichen
Denkweisen und Disziplinen

Aus:

Ludwig Gasteiger, Marc Grimm, Barbara Umrath (Hg.)

Theorie und Kritik

Dialoge zwischen differenten Denkstilen und Disziplinen

September 2015, 320 Seiten, kart., 36,99 €, ISBN 978-3-8376-2986-6

Eine Pluralität theoretischer Angebote kann nur dann produktiv sein, wenn statt einer Beliebigkeit des unvermittelten Nebeneinanders ein intensiver Dialog über die Möglichkeiten und Grenzen von Theorie und Kritik zwischen den Theorietraditionen geführt wird. Ausgehend von diesem Verständnis wird in dem Band die Problematik der Theorienpluralität in den Geistes- und Sozialwissenschaften aus unterschiedlichen Perspektiven diskutiert. Die Beiträge zeichnen Rezeptionslinien nach, machen Konflikte um das Erbe von Theorieschulen sichtbar und behandeln Auseinandersetzungen über verschiedene Konzeptionen von Kritik.

Ludwig Gasteiger (M.A. Soz.) lehrt Soziologie an der Universität Augsburg.

Marc Grimm (Dipl.-Pol.) lehrt Politikwissenschaft an der Universität Augsburg.

Barbara Umrath (Dipl.-Päd.) arbeitet schwerpunktmäßig in der Geschlechterforschung.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-2986-6

Inhalt

EINLEITUNG

Theorie im Spannungsverhältnis von Theoriediskursen, Wissenschaft und Gesellschaft

Zur Aufgabe dialogischer Theoriebildung

Ludwig Gasteiger, Marc Grimm und Barbara Umrath | 9

I ENTWICKLUNG KRITISCHER THEORIEN IM SPANNUNGSFELD VON TRADITION, AKTUALISIERUNG UND BRUCH

Gesellschaftskritik als Erkenntniskritik

Zur Tradition und Aktualität der Form- und Fetischkritik

Alexander Neupert-Doppler | 53

Von der Kritik der Totalität zum fragmentierten Bewusstsein

Ideologiekritik bei Theodor W. Adorno, Max Horkheimer
und Jürgen Habermas

Marc Grimm und Martin Proißl | 79

II DIALOGE ZWISCHEN DIFFERENTEN FORSCHUNGSPROGRAMMEN UND PARADIGMEN

„Ich kenne nichts Abgeschmackteres und Absurderes als dies!“

Die Debatte zwischen Stoikern und Skeptikern
als paradigmatische Diskurskonstellation

Eva Seidlmayer | 111

Partizipation oder Dezision?

Zur Konkurrenz zweier Paradigmen des Politischen

Marco Walter | 133

Bielefeld, Paris & Cambridge

Wissenschaftsgeschichtliche Ursprünge und theoriepolitische
Konvergenzen der diskurshistoriographischen Methodologien
Reinhart Kosellecks, Michel Foucaults und Quentin Skinners

Sebastian Huhnholz | 157

III WANDEL VON FORSCHUNGSFELDERN, THEORIELANDSCHAFTEN UND POLITISCHEN DISKURSEN

Die feministischen Gender-Debatten in Frankreich und Deutschland

Ein Paradigmenwechsel in der feministischen Theorie?

Cornelia Möser | 185

Entpolitisierung feministischer Wissenschaft?

Zum Selbst- und Kritikverständnis in der feministischen Diskussion

Tina Jung | 209

Kritische Wendungen – Verortungen der Kritik in der Pädagogik

Katarina Froebus | 231

Interdisziplinäre Sozialisationsforschung, Globalisierung von Bildungspolitik und das Dispositiv der Regierung von Sozialisation

Eine Forschungsperspektive im Anschluss an Michel Foucaults

Analytik der Macht

Ludwig Gasteiger | 253

Ein säkularer Irrtum?

Zur Stellung des Individuums in den Menschenrechtsdebatten
nach 1945

Anne Rethmann | 289

Autorinnen und Autoren | 315

Theorie im Spannungsverhältnis von Theoriediskursen, Wissenschaft und Gesellschaft

Zur Aufgabe dialogischer Theoriebildung

LUDWIG GASTEIGER, MARC GRIMM UND BARBARA UMRATH

1. VON DER THEMATISIERUNG DES VERHÄLTNISSSES VON GESELLSCHAFT UND WISSENSCHAFT ZUM THEMA THEORIEREZEPTION UND THEORIEREKONSTRUKTION

„Auf der Universität werden einzelne Fächer gelehrt, aber sie will nicht den Fachmann heranziehen“ (Horkheimer 1985: 382), formuliert Max Horkheimer 1952 als Rektor der Frankfurter Universität in seiner Begrüßung der neu immatrikulierten StudentInnen. „Sie gibt Mittel an die Hand, durch die man im gegenwärtigen Leben vorwärtskommen kann [...]. Aber sie will zugleich den Einzelnen stärken gegen die Gegenwart; nur so kann dem Leben und der Gegenwart geholfen werden“ (Horkheimer 1985: 382). Horkheimer skizziert die Zielsetzung universitärer Bildung hier als spannungsvolles Verhältnis: Zum einen wird Bildung als Vermittlung von Fachwissen und damit von verwertbarer Qualifikation verstanden. Zum anderen solle universitäre Bildung die Individuen gegen die Gegenwart und die gesellschaftlichen Verhältnisse stärken, auf dass diese der „zerstörenden Kräfte draußen und in ihrem Inneren Herr werden und die Welt menschlich einrichten können“ (Horkheimer 1985: 381). Aus Horkheimers Worten spricht die Hoffnung des ins Exil Gezwungenen und Zurückgekehrten, dass die junge Generation eine gesellschaftliche Liberalisierung der Bundesrepublik und eine breite Akzeptanz der Demokratie bewirken könne. Gleichwohl Horkheimer den ökonomischen Nutzen der Bildung anspricht, ist doch ein anderer Aspekt wesentlich: Bildung als Reflexion psychischer und gesellschaftlicher Zwänge, welche die Individuen zu gesellschafts-

verändernder Praxis ermächtigen soll. Implizit ist damit die Dialektik von Bildung in der bürgerlichen Gesellschaft benannt, das Spannungsverhältnis zwischen der Abhängigkeit von den gesellschaftlichen Verhältnissen und der Selbstbestimmung des Subjekts universitärer Bildung. Dieses Spannungsverhältnis bildet auch den Hintergrund für die sozial- und geisteswissenschaftliche Theoriearbeit, die im Zentrum des vorliegenden Sammelbandes steht.

Um die Beiträge dieses Buches in einen übergreifenden Zusammenhang einzuordnen, werden drei Hintergrundfolien entworfen. Zuerst widmen wir uns der allgemeinen Stellung von Theorie in Wissenschaft und Gesellschaft. In Abschnitt 2.1 werden entlang der folgenden Fragen einige Schlaglichter auf dieses komplexe Verhältnis geworfen: Was sind Stellung und Funktion von Theorie in der Wissenschaft? Wie bedingen die gesellschaftlichen Verhältnisse die wissenschaftliche Praxis? Wie positioniert sich das Wissenschaftssubjekt und welche Wirkung entfaltet Wissenschaft in der Gesellschaft? Indem wir Schlaglichter auf Facetten von Theoriearbeit, das Selbstverständnis und die Geschichte von Wissenschaft werfen, soll der Raum zwischen den beiden Extremen von wissenschaftlicher Autonomie und Heteronomie sowie die ambivalente Rolle von Wissenschaft in der Gesellschaft erhellt werden. Daran anknüpfend wird in Abschnitt 2.2 eine wissenschaftssoziologische Perspektive auf Wissenschaft als geregelte arbeitsteilige Praxis und die gegenwärtige Veränderung der gesellschaftlichen Organisation von Wissenschaft entwickelt, um deren Bedeutung für Theoriearbeit zu ermesen. Damit sind zwei mittelbare Rahmen aufgespannt. Sie sollen durch den unmittelbaren Kontext von Theoriearbeit als Theorierekonstruktion und -aktualisierung ergänzt werden. Es wird gezeigt, dass Theorierekonstruktion und Strategien der theoriepolitischen Aktualisierung von Denktraditionen sich wechselseitig bedingende Momente sind. So werden in Abschnitt 3.1 unterschiedliche Optionen der Rekonstruktion von Theorie(-n) und Theoriediskursen sowie Strategien der theoriepolitischen Selbstpositionierung dargelegt, um anschließend in Abschnitt 3.2 die Beiträge des Sammelbandes vorzustellen. Bei diesen handelt es sich um unterschiedliche Varianten der Rekonstruktion von Theorien in ihrem Verhältnis zu anderen Theorien und damit um Versuche dialogischer Theoriebildung. Die Einleitung endet mit einer Reflexion über dieses Anliegen der dialogischen Theoriebildung.

2. THEORIE IM KONTEXT VON WISSENSCHAFT UND GESELLSCHAFT

In Abschnitt 2.1 nähern wir uns in einem ersten Schritt dem Feld der Theorie anhand wissenschaftstheoretischer und -philosophischer Überlegungen. Wissenschaftsphilosophie, die sich auch mit der Systematik der wissenschaftlichen Disziplinen befasst, ist eine weitgehend normativ argumentierende Subdisziplin. Sie muss um die Perspektiven der wissenschaftsgeschichtlichen und -soziologischen Betrachtung von Wissenschaft ergänzt werden. Letztere sind aber nicht, wie Martin Carrier meint (vgl. Carrier 2006: 9), einfach nur ergänzende Betrachtungsweisen zur normativ geprägten Wissenschaftsphilosophie: Sie sind mit ihr konfligierend und bilden als solche ein wichtiges Korrektiv zur Wissenschaftstheorie. Während wissenschaftsphilosophische Betrachtungen die Rolle der Theorie in der Wissenschaft beleuchten, werden aus wissenschaftssoziologischen und -geschichtlichen Perspektiven die Kämpfe um die Ordnung der Wissenschaften und die Einordnung der Wissenschaft in die gesellschaftlichen Verhältnisse sichtbar. Die inneruniversitären Kämpfe um die Ordnung der Wissenschaften sind verwoben mit den Versuchen gesellschaftlicher Ordnungsmächte, Wissenschaft zu instrumentalisieren. Während Wissenschaft und ihre Theorien in vergangenen Zeiten eine Herausforderung für die Ordnungsmächte darstellen konnten, können gerade die von gesellschaftlichen Mächten vereinnahmten und strukturierten Wissenschaften zu einer hochpotenten Kraft der Gestaltung werden. Wissenschaft ist folglich nicht nur eingeordnet in die Gesellschaft sondern zugleich eine gesellschaftsgestaltende Instanz. In Abschnitt 2.2 wird im Anschluss an die Soziologie Max Webers eine wissenschaftssoziologische Perspektive entwickelt, die den Begriff der geregelten Ordnung und der Konkurrenz ins Zentrum stellt. Dies liefert die begrifflich-theoretischen Werkzeuge für eine Analyse der aktuellen Transformation des Wissenschaftssystems. Unsere These ist, dass ein adäquates Verständnis der sich wandelnden wissenschaftlichen Praxis an der gesellschaftlichen Neuordnung der Konkurrenzverhältnisse und der Kriterien für Erfolg ansetzen muss.

2.1 Schlaglichter auf Theorie in Wissenschaft und Gesellschaftsgeschichte

„*Eppur si muove!*“ Mit diesem Ausspruch soll Galileo Galilei das Inquisitionsgericht verlassen haben. Jenes Tribunal, das die höchsten theologischen Lehren über die Beschaffenheit des Seienden verteidigte. „Und sie bewegt sich doch!“ ist gramma-

tikalisch betrachtet ein schlichter Satz – ein Ausruf. Kommunikationstheoretisch handelt es sich um den Schlusssatz eines Dialoges, der aus dem Rahmen „institutionell geregelter Kommunikation“ (Gülich 1981) ausbricht und damit die Unversöhnlichkeit der Standpunkte demonstriert. Zugleich ist dieser Ausspruch Fragment eines mit empirischem Wissen und rationalen Argumenten unterfütterten theoretischen Disputs. Ein solcher Satz lässt sich entsprechend als sprachlich verdichtetes Ergebnis von Forschung und als Ergebnis komplexer Theoriebildung begreifen: Als Kernsatz einer Theorie, die selbst wiederum zum Ausgangspunkt von Forschung wird. Allerdings erfüllt der obige Ausruf nicht die Kriterien eines wissenschaftlichen Lehrsatzes: Er ist vielmehr Ableitung und alltagsweltliche Übersetzung einer Theorie. Der Ausspruch ist trotzdem Teil eines Theoriedialogs, weil er sich für das heliozentrische und gegen das geozentrische Weltbild ausspricht. Dabei zeigt sich, dass Theorien und Theoriekarrieren zum einen Teil eines Kampfes zwischen wissenschaftlichen Disziplinen – hier der Theologie und der Physik – und zum anderen Teil allgemeiner Kulturkämpfe sind. So eignet sich der Satz Galileis gut, um Bedeutung und Funktion von Theorien in der Wissenschaft zu beleuchten und zugleich das Wechselwirkungsverhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft in den Blick zu nehmen.

Theorie als Anordnung von Sätzen und als Grundlage von Forschung

Theorie besteht in der klassischen Sichtweise aus einer Anordnung von Sätzen: Sätze, die deduktiv abgeleitet und in einer logischen Beziehung stehen, die empirisch gehaltvoll und daher informativ, belegbar und verifizierbar sind – oder zumindest falsifizierbar sein sollen (vgl. Popper 1973: 15). „Die Wissenschaftliche Revolution trat ihren Siegeszug an und brachte ein grundlegend gewandeltes, nunmehr wissenschaftsgestütztes Bild vom Kosmos und der Stellung des Menschen mit sich“ (Carrier 2006: 138). Der Bürge für die Wissenschaftlichkeit war die wissenschaftliche Methode (vgl. Chalmers 2007: 1). Freilich sind es über lange Zeit mindestens zwei aufeinander bezogene Arbeitsweisen: Das logisch-rationale Denken mit klaren Begriffsbildungen und -typologien zum einen und die empirische Feststellung von Tatsachen und ihre Überprüfung zum anderen. Prototypisch werden diese vertreten von den philosophischen Strömungen des Rationalismus und des Empirismus. Die wissenschaftliche Methodik, die sowohl der Theorie als auch der empirischen Arbeit bedarf, erschien als Garant eines Fortschritts hin zu einem positiven, auf Erfahrungswissenschaft gegründetem Verständnis der Natur, des Menschen und der Gesellschaft. Insofern ist sie verknüpft mit einer

Geschichtsphilosophie des Fortschritts: Claude-Henri Saint-Simon und Auguste Comte haben in frühen wissenschaftsphilosophischen Entwürfen entsprechende Stadienmodelle der Rationalisierung von Kultur entwickelt (vgl. Korte 1998: 30 u. 34). Diese dokumentieren den optimistischen Glauben an die Wissenschaft im Zeitalter der Aufklärung.

Eine der berühmtesten Darlegungen des Schwindens der optimistischen Vorstellung wissenschaftlichen Fortschritts bei gleichzeitigem Festhalten an der Idee wissenschaftlichen Fortschritts ist die *Logik der Forschung* von Karl Raymond Popper. Dieser vertritt eine deutlich skeptischere Vision der Akkumulation von Erkenntnis als der Szientismus des 18. und 19. Jahrhunderts. Dennoch bewegt sich Poppers Sichtweise weitgehend in einem wissenschaftsphilosophischen Denkraum. Sie bleibt optimistisch, insofern sie eine normativ verbindliche Theorie – Basissätze sollen falsifizierbar sein! – formuliert und am Konzept des wissenschaftlichen Fortschritts durch die wissenschaftliche Methode festhält. Dabei betont Popper die zentrale Bedeutung von Theorie für die Erfahrungswissenschaften:

„Die Erfahrungswissenschaften sind Theoriensysteme. [...] Wissenschaftliche Theorien sind allgemeine Sätze. Sie sind, wie jede Darstellung, Symbole, Zeichensysteme. [...] Die Theorie ist das Netz, das wir auswerfen, um ‚die Welt‘ einzufangen – sie zu rationalisieren, zu erklären und zu beherrschen. Wir arbeiten daran, die Maschen des Netzes immer enger zu machen.“ (Popper 1973: 31)

Weil jede Beobachtung und Erfahrung theoriegeleitet ist, besteht die Wissenschaftlichkeit darin, dass die theoretischen Ausgangspunkte überprüft werden und die Art der Beobachtung systematisch und nachvollziehbar erfolgt. Damit wird auch die Differenz von Theorien im Sinne axiomatischer Sätze und von Ergebnissen der Forschung deutlich. Popper kombiniert eine strukturtheoretische Sichtweise auf Theorie (Satzarten und -zusammenhang) mit einer theoriefunktionalistischen (vgl. Zima 2004: 4f.). Zwar vollzieht er die Wendung von der (subjektbezogenen) Erkenntnistheorie zur sprachphilosophischen Betrachtung von Wissenschaft und Wahrheit mit. Er beharrt jedoch darauf, dass eine Sichtweise auf Theorie, die Theorien auf sprachliche Konvention reduziert, nicht hinreichend ist. Die Betrachtung des inneren logischen Zusammenhangs von Sätzen bis hin zum Gesamtzusammenhang wissenschaftlicher Theorien kann das Korrespondenzproblem nicht beseitigen, weil die Kohärenz der Satzaussagen notwendiges, aber nicht hinreichendes Wahrheitskriterium ist. Zu fragen, wie die Übereinstimmung von Gesagtem mit dem Beobachteten hergestellt wird, ist für erkenntnis- und wissenschaftstheoreti-

sche Begründungen unerlässlich. Wie später John Searle betont hat, kommen wir trotz aller Überlegungen zur sozialen Konstruktion von Wirklichkeit nicht umhin, eine äußere Realität anzunehmen (vgl. Searle 1997: 8f.). Das Kohärenzproblem beseitigt die Korrespondenzproblematik der Erkenntnistheorie nicht, sondern vertieft diese.

Poppers Sicht auf Theorie enthält eine deutliche Betonung der funktionalen Rolle von Theorie für die Empirie, die Imre Lakatos mit dem Begriff des Forschungsprogramms noch präzisiert: Er betont nicht nur, dass Theorien mit Methodologien verwoben sind und es keine theoriefreie Feststellung von Tatsachen geben kann, sondern auch, dass Theorien miteinander um die adäquatere Erfassung von Realität konkurrieren (vgl. Lakatos 1978: 103). Aus einer wissenschaftsimmanenten Sichtweise erweist sich die Pluralität von Theorien als notwendige Voraussetzung für Erkenntnisgewinn.

Zur wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung der Wissenschaften

Wenn wir dies auf den Satz von Galilei rückbeziehen, kann gesagt werden, dass dessen Theorie ein Forschungsprogramm begründet, das erst wesentlich später, in der sogenannten Kopernikanischen Wende, hinreichend empirisch belegt werden wird. Dabei handelt es sich um eine mit der theologischen Weltansicht konkurrierende Theorie. Galilei wird so nolens volens zugleich Teil des Streits der Fakultäten und akademischen Disziplinen, weil er die Entthronisierung der Theologie als eine der drei höheren Fakultäten der mittelalterlichen Universitätsordnung befördert und einen eigenständigen Wahrheitsanspruch der aristotelisch-naturwissenschaftlichen Welterschließung behauptet. Diese, ebenso wie die Philosophie und andere Arten des Denkens, emanzipieren sich von ihrer theologischen Einhegung. Die Ordnung von Physik, Metaphysik und Theologie gerät ins Wanken und es beginnt der lange Kampf der Aufklärung. Erkenntnisse oder neue Arten, Fragen zu stellen, können also nicht nur disziplinspezifisch betrachtet werden, sondern die Ordnung und das Verhältnis der Disziplinen betreffen – mithin ihre etablierte Ordnung herausfordern. Es geht also neben einer Konkurrenz der Theorien auch um eine Konkurrenz der Disziplinen.

Wissenschaftstheorie bildet das Fundament wissenschaftlicher Erkenntnis- und Forschungspraxis und bestimmt auf diese Weise, welches Wissen überhaupt wissenschaftliche Geltung beanspruchen kann. Darüber hinaus befasst sie sich mit der Systematik der Wissenschaften. So erhebt bspw. die *Enzyklopädie* der französischen Aufklärung den Anspruch, das Wissen ihrer Zeit in Summe zu sammeln und damit zugleich eine neue Ordnung der Wissenschaften zu begründen:

„Sie erhebt die Philosophie über die Theologie, die wissenschaftliche Forschung über den Glauben und die Dogmatik Heiliger Schrift. [...] Als Programm- und Kampfschrift der Aufklärung entreißt sie die moderne ‚Summa‘ des Wissens dem Klerus und legt sie voll und ganz in die Hand der ‚gens de lettres‘, die als Gelehrten-gesellschaft das Erbe von Newton und Locke angetreten haben.“ (Geier 2012: 146)

Die Ordnung der Wissenschaften wird aber nicht von den Wissenschaften für sich, sondern durchaus unter Einfluss äußerer Mächte hergestellt. Daher ist bei dieser Ordnungsproblematik die Unterscheidung Robert K. Mertons von internen und externen Einflussfaktoren auf die Entwicklung und den Wandel von Forschungsinteressen von Relevanz (vgl. Merton 1985: 33). Mit Merton lässt sich Kants Klage im Vorwort zum *Streit der Fakultäten*, dass die weltliche Obrigkeit im Streit der Theologie mit der Philosophie zugunsten ersterer ihr „Unwesen“ treibe (vgl. Kant 1977: 273), als eine Problematisierung wissenschaftsexterner Einflussgrößen verstehen.

Dass die Beziehungen zwischen der Welt des Geistes und der weltlichen Mächte keineswegs ausschließlich oppositionelle sind, spricht Karl Marx mit seinem berühmten Satz an, dass die „herrschenden Gedanken [...] die Gedanken der Herrschenden“ (Marx 1971: 373) seien. Weil diese Formel erstens die differenzierte Wissensteilung in Gesellschaften auf den einfachen Nenner der „herrschenden Gedanken“ bringt und zweitens das komplexe Verhältnis, wie Mäzene, Politik oder andere Instanzen auf (akademische und nicht-akademische) Wissensproduktion einwirken, als Identität darstellt, ist sie selbstverständlich eine grobe Vereinfachung. Sie bringt jedoch den Sachverhalt auf den Punkt, dass die herrschenden Institutionen in der Regel beträchtliche Einflusspotentiale auf die herrschenden (wissenschaftlichen) Gedanken haben. Für die heutige Zeit gilt dies in nicht unbeträchtlichem Maße weiter – mit dem Unterschied, dass Forschung weniger unmittelbar von Einzelpersonen, als vielmehr vermittelt über Stiftungen, zivilgesellschaftliche Organisationen und privatwirtschaftliche Unternehmen befördert und damit auch gesteuert wird. „Die Gedanken der Herrschenden“ erscheinen dabei, das ist bei Marx ungesagt mitgesagt, als von ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihren eigenen Interessen beeinflusst. Allerdings ist die Crux, dass die herrschenden Gedanken oder, wie man heute formuliert, die wirkmächtigen Diskurse der Wissensproduktion und -distribution, zwar von Interessen bedingt sind. Zugleich klingt in der marxischen Formulierung jedoch an, dass die Gedanken selbst Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse sind und sich entsprechend nicht auf bewusstes Interesse oder Einflussnahme von Institutionen reduzieren lassen. Damit ist die Problemstellung

formuliert, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse ihren Ausdruck in den herrschenden Diskursen finden und welche Faktoren diese Übersetzungsprozesse bedingen und beeinflussen.

Das Ethos der Aufklärung und das Subjekt der Wissenschaft

Der galileische Ausspruch „*Eppur si muove!*“ kursiert als Gerücht durch die Gelehrtenwelt Europas und wird zum Manifest der Freiheit. Der Galilei zugeschriebene Ausspruch steht jedoch erst am Beginn eines langwierigen Prozesses, in dem sich der wissenschaftliche Geist von den theologischen Dogmen emanzipiert. Wie zäh sich diese und neue Autoritäten halten und wie prekär die Freiheit des (wissenschaftlichen) Geistes ist, wird ersichtlich, wenn Kant noch 150 Jahre später betont, dass es Mut bedarf, sich des eigenen Verstandes zu bedienen. Im „*Sapere aude!*“ wird das Ethos der griechischen und römischen Aufklärung – aber eben auch der Geist neuzeitlicher Aufklärung – zitiert. Zwar sei die Vernunft allen Menschen gegeben, „der bei weitem größte Teil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht)“ wagt es jedoch nicht, sich dieser „ohne Leitung eines anderen zu bedienen“ (Kant 2000: 9) – und das nicht zuletzt aufgrund der „Vormünder“, die vernunftbegabte Wesen in einen „Gängelwagen“ sperren und so unmündig halten (Kant 2000: 9). Angesichts widriger Umstände gehört Mut dazu, sich nötigenfalls gegen die Dogmen der Zeit zu stellen und die Erkenntnisse der Wissenschaft zu vertreten, obschon das persönliche Nachteile bringen mag. Das Ethos der Aufklärung und ihr Erbe haben so immer auch eine individuelle und existenzielle Dimension.

Wie Kant kritisiert, wird von den politischen, militärischen und geistlichen Ordnungsmächten eher Folgsamkeit und Gehorsamkeit als Vernunftgebrauch verlangt (vgl. Kant 2000: 11). Friedrich Schiller fokussiert etwa zur gleichen Zeit in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Jena die Haltung der Wissenschaftler selbst. Seine Kritik an den „Brotgelehrten“ problematisiert, in diesem Sinne Kant nicht unähnlich, die Abhängigkeit des (wissenschaftlichen) Denkens von den gesellschaftlichen Bedingungen und Autoritäten. Dem „Brotgelehrten“ wird der Vorwurf gemacht, „nicht bei seinen Gedankenschätzen [...] seinen Lohn“ zu suchen, sondern „seinen Lohn [...] von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung“ zu erheischen (Schiller 1996: 109). Einerseits verweist Schiller damit auf den Sachverhalt, dass das Ethos des aufgeklärten Geistes keineswegs die typische und allgemein verbreitete Haltung ist. Andererseits wird idealistisch übergangen, dass Wissenschaft in der bürgerlichen Gesellschaft auch (Lohn-)Arbeit zur Sicherung der eigenen Existenz ist und daher in Abhängigkeitsverhältnissen erfolgt: In der Selbststilisierung des bürgerlichen Subjekts der Wissenschaft erscheint

Wissenschaft als etwas, das man nicht um des Geldes Willen betreibt und die Freiheit des Geistes wird vor allem als eine Frage der individuellen Entscheidung, des Mutes, verhandelt.

Wie abhängig diese individuelle Entscheidung von gesellschaftlichen Voraussetzungen und Kräfteverhältnissen ist, zeigt sich auch darin, dass Schiller nicht zu Unrecht von den „Brotgelehrten“ allein in der männlichen Form spricht. Tatsächlich wird es noch ein langer Weg bis zur allgemeinen Etablierung des Frauenstudiums und zur Berufung der ersten Professorin sein. Dies verweist auf die „Geschlechterdialektik“ der Aufklärung. So entwickelt sich mit der Aufklärung eben nicht nur die Vorstellung einer allen Menschen gemeinsamen Vernunft; vielmehr formiert sich im 18. Jahrhundert zugleich ein Diskurs, der eine fundamentale, biologisch fundierte Geschlechterdifferenz konstruiert. Daran sind nicht zuletzt die Wissenschaften beteiligt, namentlich die sich nun entwickelnde moderne Biologie, die Anatomie und die Medizin, aber auch „klassische“ Disziplinen wie die Philosophie (vgl. Maihofer 1995: 30ff. u. 91f., 2001: 123ff.). Ab Mitte des 18. Jahrhunderts und massiv dann im 19. Jahrhundert bildet sich mit den modernen Rassetheorien ein weiterer Diskurs heraus, der fundamentale Differenzen konstruiert. Die genauere Betrachtung zeigt, dass die Vernunft, die doch allen Menschen gemeinsam sein soll, eine recht vielgestaltige Angelegenheit ist. Exemplarisch für viele Geister der Aufklärung – und besonders folgenreich für die Mädchenbildung im 19. Jahrhundert – kommt dies in Rousseaus *Emile* (1762) zum Ausdruck. Dort heißt es von der Vernunft der Frauen, diese sei „eine praktische Vernunft“ (Rousseau 1963: 757). Entsprechend sollen „[a]lle Reflexionen der Frauen über das, was nicht unmittelbar mit ihren Pflichten zusammenhängt“ – gemeint sind damit die „natürlichen“ Pflichten als Gattin und Mutter – „auf das Studium der Männer zielen oder auf angenehme Erkenntnisse, deren Gegenstand nur das Geschmackvolle ist; denn was die Werke des Geistes anbetrifft, so übersteigen sie ihr Fassungsvermögen.“ (Rousseau 1963: 775f.)

Erst im Zuge gesellschaftspolitischer Bewegungen ab dem späten 19. Jahrhundert können sich diejenigen, denen eine für die Wissenschaft qualifizierende Vernunft in ganz grundlegender Weise abgesprochen wurde, allmählich Zugang zu den universitären Institutionen erkämpfen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstehen schließlich mit den *Black Studies* oder der Frauen- und Geschlechterforschung neue Wissenschaftsfelder, die bisher Ausgeschlossenes in den Blick nehmen und neue Perspektiven auf vermeintliche Selbstverständlichkeiten entwickeln. Zugleich werden institutionelle Maßnahmen wie *Affirmative Action* oder Frauenförderungs- und Gleichstellungspolitik entwickelt, die gleichberechtig-

te Teilhabe ermöglichen sollen. Da tiefergehende gesellschaftliche Veränderungen und über diese eine Versöhnung der Geschlechter und anderer grundlegender Spaltungen allerdings ausbleiben, vollzieht sich der schleppende Einzug der bisher Exkludierten in die Wissenschaft vor allem über verstärkte Anpassungsleistungen an etablierte Mechanismen und Funktionsweisen des Systems Wissenschaft. Für WissenschaftlerInnen in den peripheren Regionen der globalisierten Weltwirtschaft macht es die Persistenz der globalen Arbeitsteilung und Ungleichheit weiterhin ungleich schwieriger, Anerkennung zu erlangen. Erkenntnis- und wissenschaftskritische Herausforderungen, die von den „neuen“ Wissenschaftsfeldern der *Post-colonial Studies* oder feministischer Forschung ausgehen, werden bisher nur selten außerhalb dieser aufgegriffen. Zwischen dem gegenwärtigen *aufgeklärten* Zeitgeist und den nach wie vor bestehenden Praxen der Diskriminierung und Versagung von Anerkennung besteht somit eine erhebliche Differenz.

Theorie im Licht der tausend Sonnen

Theoria hat im altgriechischen Sinn bzw. ihrer Übersetzung zum einen die Bedeutung der reinen Schau. Während gerade die platonische Ideen- und Seinslehre als Inbegriff der reinen Theorie gilt, gibt es eine Denktradition, die wohl mindestens bis Michel de Montaigne zurückgeht. Diese begreift die theoretisierende griechische Philosophie als Denken und Sagen, das eng verwoben ist mit der Frage nach dem richtigen oder dem guten Leben. Als solche hat Platon ihr aber durchaus Praxisrelevanz zugebracht (vgl. Hadot 1999: 85). Aristoteles denkt sie gar als „höchste Form der Praxis“ (Mittelstraß 1996: 259).

Die Geschichte des (metatheoretischen) Nachdenkens über Theorie ist seither eng verbunden mit der Frage nach ihrem Verhältnis zur Praxis. Insofern sie Praxis ist, verhält sich die Theorie zu anderen sozialen Praxen, wie die Wissenschaftsphilosophie meint, praxisstabilisierend. Damit ist ihre Beziehung zu sozialer Praxis und den unterschiedlichen gesellschaftlichen Handlungsfeldern der Ökonomie, der Politik, des Privaten und Sozialen usw. aber nicht hinreichend beschrieben. Denn im Kampf um Wahrheit(en), differente Praxisbezüge und unterschiedliche Vorstellungen einer wünschenswerten Ordnung von Gesellschaft kann wissenschaftliche Praxis stabilisierende, aber auch destabilisierende und transformative Wirkungen entfalten – oder eben keine.

Mit einem Zitat Julius Robert Oppenheimers möchten wir zuletzt den Quantensprung von Galileo Galilei als einem der Begründer neuzeitlicher Naturwissenschaft zum Höhepunkt naturwissenschaftlicher Errungenschaften vollziehen, um ein Schlaglicht auf den Praxisbezug von Theorie und Wissenschaft in

ihrer höchsten Potenz zu werfen. Hier zeigt sich die Problematik einer von gesellschaftlichen Institutionen vereinnahmten und während des Krieges intensivierten Forschung und Wissenschaft. Oppenheimer, der Leiter des Manhattan-Projekts, das ein Markstein in der Ausbildung einer nationalen Wissenschaftspolitik in den USA war (vgl. Schreiterer 2010: 481f.), gilt als „Vater der Atombombe“. Im Angesicht der Zündung der Atombombe im Juli 1945 problematisiert er ein neues Ethos des wissenschaftlichen Geistes: „Now, I am become Death, the destroyer of worlds.“ (Oppenheimer 1965) Aus diesem Zitat aus der *Bhagavad Gita* spricht keine Vorstellung wissenschaftlicher Omnipotenz, sondern Desillusion. Das heroische Ethos der Aufklärung, dass die Menschen fähig sind, die Welt menschlich einzurichten, weicht der Notwendigkeit, das nationalsozialistische Deutschland und seine Verbündeten aufzuhalten. Hört und sieht man, wie Oppenheimer die Stimmung unter den AugenzeugInnen der Zündung der ersten Atombombe beschreibt, drängt sich der Eindruck auf, dass auch diese die Konstruktion der Atombombe nicht als glorreichen Akt, sondern notwendiges, aber folgenreiches Übel begriffen: „We knew the world would not be the same. Few people laughed. Few people cried. Most people were silent.“ (Oppenheimer 1965)

Die Produktiv- *und* die Destruktivkräfte der Wissenschaften haben sich ins Maßlose gesteigert – nicht weil sie jenseits der Gesellschaft operieren und auf sie einwirken, sondern gerade, weil sie Teil sich transformierender globaler Lebens- und Konkurrenzverhältnisse sind. Diese Verhältnisse bedürfen der Kritik: Der Kritik der bestehenden Verhältnisse als auch der Kritik der Wissenschaften, denn „die rastlose Selbstzerstörung der Aufklärung zwingt das Denken dazu, sich auch die letzte Arglosigkeit gegenüber den Gewohnheiten und Richtungen des Zeitgeistes zu verbieten.“ (Horkheimer/Adorno 2001: 1)

2.2 Wissenschaftssoziologie und die Wende zur wettbewerbsorientierten Wissenschaft

Die Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen, zu denen Wissenschaft selbst auch gehört, provoziert Fragen: Wer setzt der Wissenschaft welche Ziele? Was bewirkt die Veränderung der institutionellen Rahmenbedingungen von wissenschaftlicher Praxis? Und wie verhält sich das Projekt der Aufklärung zu diesen Zielen und Mitteln?

Unsere These ist, dass gegenwärtig in einem nicht geringen Ausmaß über die Erfindung und Implementierung von Wettbewerben eine Neudefinition von Erfolg und eine stärker konkurrenzorientierte Strukturierung der sozialen Beziehungen in

der Wissenschaft erfolgt. Eine Diagnose dieses Wandels des Wissenschaftssystems sollte jedoch nicht in die Falle tappen, das Gewesene zu verklären. So sprach Jürgen Habermas schon 1957 in *Das chronische Leiden der Hochschulreform* davon, dass die „relative Autonomie der ‚kulturellen Sektoren‘, von der Wissenschaft und Universität ein gewisses Maß an Bewegungsfreiheit immerhin bezogen“ (Habermas 1969: 62), zerstört würde. Gleichwohl lassen sich Veränderungen benennen, die darauf zurückzuführen sind, dass Wissenschaft heute stärker als früher *politisch regulierte* Wissenschaft ist und dabei recht pragmatisch als Faktor in der globalen Konkurrenz von Staaten und suprastaatlichen Strukturen verstanden wird. Um diesen Systemwandel bestimmen zu können, soll zuerst mit den Grundbegriffen Max Webers die Rolle von Konkurrenz in den arbeitsteiligen Beziehungen der Wissenschaft geklärt werden.

Wissenschaft zwischen Kooperation und Konkurrenz

Theorie entwickelt sich nur als Arbeit an Theorien unter gegebenen materiellen, institutionellen und gesellschaftlichen Bedingungen. Sie kann diese Bedingungen reflektieren und kritisieren, aber sie kann sich nicht von diesen lösen. Theoriearbeit und wissenschaftliche Praxis im Allgemeinen sind Arbeit. Obgleich der Begriff der Arbeit mit den sprach-, kommunikations- oder diskurstheoretischen Wenden der vergangenen Jahrzehnte an Bedeutung verloren hat, wollen wir diesen ins Zentrum rücken. Denn dass sich wissenschaftliche Arbeit weitgehend im Modus der Kommunikation und der Verwendung von Sprache vollzieht, tut der Qualität dieser Praxis als Arbeit keinen Abbruch. Zudem wird mit dem Begriff der Arbeit ein zweiter Aspekt hervorgehoben, der in wissenschaftlichen Zusammenhängen gerne vermieden wird: Es geht im modernen wissenschaftlichen Betrieb immer auch um Erfolg. Dessen Kriterien werden durch die gesellschaftliche Ordnung der sozialen Beziehungen und Konkurrenzverhältnisse festgelegt. Neben Kooperation und Koordination spielt in Beziehungen der Arbeitsteilung Konkurrenz eine basale Rolle. Letztere ist nicht unbedingt das ganz Andere, sondern nistet sich mehr oder minder subtil in Kooperations- und Austauschbeziehungen ein. Nur wenn die Konkurrenzverhältnisse und ihre Transformation mitgedacht werden, kann ein adäquates Verständnis davon entwickelt werden, wie sich die gesellschaftliche Einbettung von Wissenschaft und die institutionelle Ordnung wissenschaftlicher Praxis verändern.

In der Rezeption von Wirtschaft und Gesellschaft wird durch die Betonung der personenbezogenen Kategorien wie der des sozialen Handelns und durch die Hervorhebung des Moments des methodologischen Individualismus das struktur-

und ordnungstheoretische Moment der Weberschen Theoriebildung häufig unterbewertet. So ist auch die Kategorie des Kampfes – als eine soziale Beziehung, in der einE HandelndeR bestimmte Ziele durchzusetzen versucht – überbetont worden. Wesentlich relevanter als der Kampf in ungeordneten Machtverhältnissen ist hingegen der Kampf in gesellschaftlich geregelten und geordneten Beziehungen. „Regelung“ und „Ordnung“ sind hierbei in einem strikt wertfreien Sinne zu verstehen: Dass etwas geregelt ist, impliziert nicht, dass es hinreichend, gut oder richtig geregelt ist. In Konkurrenzbeziehungen, so Weber, geht es um die „formal friedliche Bewerbung um eigne Verfügungsgewalt über Chancen“ und die „geregelte Konkurrenz“ ist in Zielen, Mitteln und Ablauf an institutionalisierten Ordnungen orientiert (Weber 2005: 27). Dies impliziert, dass die Konkurrenz um Mittel und Chancen nicht unbedingt die Wahrnehmung der anderen als unmittelbare KonkurrentInnen beinhaltet. Konkurrenz vollzieht sich auch dort, wo keine GegnerInnenschaft offen ausgelebt wird. Vielmehr spielt sie oftmals eine eher latente, wenngleich nicht unwesentliche Rolle in Sozialbeziehungen. Konkurrenz schließt Kooperation keineswegs aus. Mit Weber lässt sich Wissenschaft damit als soziale Praxis begreifen, für welche die Konkurrenz um Anerkennung von Wissen und Relevanz von Forschungsergebnissen, aber eben auch die Konkurrenz um berufliche Stellen, Einkommenschancen und so wiederum die Ressourcen für die Verbesserung der eigenen Position in künftigen Konkurrenzsituationen zentral ist. Wissenschaftliche Praxis vollzieht sich hiernach in geordneten Konkurrenzverhältnissen. Es bleibt die Frage: Was wird in dieser Sphäre von wem mit welchen Mitteln geordnet und geregelt?

Die Regelung von Konkurrenzverhältnissen kann informell-konventioneller und/oder formell-rechtlicher Art sein. Beide Formen der Regelung können von innen heraus oder von außen betrieben werden. Dabei schließen sich autonome und heteronome Ordnungsbestrebungen ebenso wenig wechselseitig aus wie informelle und formelle. Beispielsweise können informelle, kulturell tradierte Werte innerhalb von Praxisphären mit formalen Normierungen, wie Gesetzen oder innerinstitutionellen Vorschriften, konkurrieren. Informelle Kriterien, etwa der Bewertung von Erfolg, können aber auch formellen gegenüber relativ stabil und wirksam sein. Der Geltungsgrund, d.h. die Quelle und Art der Norm, sagt noch nichts über deren tatsächliche soziale Geltung aus (vgl. Weber 2005: 24), wenngleich davon auszugehen ist, dass komplementär sich ergänzende Normen wirksamer sind als konkurrierende Normen. Aus all dem folgt, dass sich WissenschaftlerInnen gegenüber neuen Anrufungen und neuen Definitionen von Erfolg, wie sie im Zuge der Einführung von neuen Regimen des Ratings, Rankings oder der leistungsorientier-

ten Mittelvergabe gesetzt werden, reflexiv positionieren können (vgl. Lange 2010: 322). Von außen herangetragene Erfolgskriterien können die wissenschaftsintern tradierten Werte aber auch sukzessive verändern und von den wissenschaftlichen Subjekten internalisiert werden.

Weber geht in seiner Theorie geordneter Vergesellschaftungsprozesse davon aus, dass KonkurrentInnen ein Interesse haben, die Regeln von Entscheidungsprozessen so zu gestalten, dass ihre künftigen Chancen auf Durchsetzung verbessert, Entscheidungskompetenzen ausgeweitet und damit Privilegien institutionalisiert werden – und das ganz besonders, wenn sie um knappe Mittel (Stellen, Forschungsgelder/-agenden, Ressourcen für weitere Verfügungsmacht etc.) konkurrieren (vgl. Weber 2005: 260). Dies gilt für wissenschaftsinterne AkteurInnen, die z.B. in der Konkurrenz der Universitäten oder unterschiedlicher Fächer ein Interesse daran haben, dass die Wettbewerbsordnungen auf bestimmte, tendenziell selbstbegünstigende, Weise ausgestaltet werden. Dasselbe gilt aber auch für wissenschaftsexterne Ordnungsinstanzen, die so zugleich mit den wissenschaftsinternen Instanzen in eine Konkurrenz um Regelungskompetenzen treten. Aus der Anwendung der weberschen Grundbegriffe auf das Wissenschaftssystem ergibt sich zwangsläufig die Vorstellung, dass die Ordnung der Wissenschaft im Inneren derselben und im Zusammenspiel mit anderen Ordnungsmächten, insbesondere der Politik, umkämpft ist. Daran anknüpfend soll im Folgenden gezeigt werden, wie sich die Ordnung wissenschaftlicher Praxis unter Einführung neuer Zielsetzungen und neuer Wettbewerbsmodalitäten verändert hat.

Standortfaktor Wissenschaft

Als das System universitärer Bildung in den 1990er Jahren in Deutschland zunehmend in die Kritik geriet und Alternativen diskutiert wurden, hielt der Bildungsforscher Joachim Münch in einer vergleichenden Untersuchung der Bildungssysteme Deutschlands, der USA und Japans dagegen. Er warnte, dass die Übernahme des Bachelorabschlusses für Deutschland nicht zu empfehlen sei und sich „[o]hne Zweifel [...] die deutschen Hochschulen in ihrer Ganzheit nicht hinter den amerikanischen und japanischen verstecken“ (Münch 1999: 159) müssten. Münchs Einwand aber ging an jener Kritik vorbei, die letztlich zur Reform der Universitäten führte, denn die hohe Qualität der universitären (Aus-)Bildung in Deutschland sprach gerade nicht gegen die Reform (vgl. Grimm 2010: 49f). Die Kritik am alten System war, dass Deutschland in der internationalen Konkurrenz hinsichtlich dreier Punkte schlechte Karten hatte. Erstens sah die akademische Elite im Vergleich mit der Konkurrenz nicht gut aus. Die Nobelpreise liefern ein Indiz:

Während die USA seit 1950 178 Nobelpreise gewinnen konnten, hatten deutsche WissenschaftlerInnen nur 26 erhalten (vgl. Münch 1999: 26). Zweitens stellte man neidvoll fest, dass die HochschulabsolventInnen anderer führender Staaten das Studium wesentlich früher abschlossen. Roman Herzog skizzierte dieses Problem folgendermaßen:

„Wir brauchen einen neuen Aufbruch in der Bildungspolitik, um in der kommenden Wissensgesellschaft bestehen zu können. [...] Wie kommt es, daß die leistungsfähigsten Nationen in der Welt es schaffen, ihre Kinder die Schulen mit 17 und die Hochschulen mit 24 abschließen zu lassen? Es sind – wohlgemerkt – gerade diese Länder, die auf dem Weltmarkt der Bildung am attraktivsten sind“ (Herzog 1997).

Damit ist zugleich auf den dritten Aspekt verwiesen: Der Handel mit der Ware Bildung ist ein Geschäft, dessen Finanzvolumen auf 2,2 Billionen US-Dollar geschätzt wird (vgl. Lohmann 2004). Um nur ein Beispiel zu nennen, stehen etwa in Australien hinter Roheisen, Kohle und Gas die *education-related travel services* auf Platz vier der Top-Exportgüter, deren Umfang in den Jahren 2013/14 elf Milliarden Euro umfasste (vgl. Australian Government 2015). Von diesem Handel war Deutschland aufgrund der fehlenden Internationalität der Bildungstitel und der fehlenden englischsprachigen Studienangebote bis dato fast vollständig ausgeschlossen.

Die neuen Leitformeln der Internationalisierung und der Wettbewerbsfähigkeit der Wissenschaft sind im Wesentlichen politisch formulierte Ziele: Spitzenforschung soll betrieben werden, Innovationen angeregt und Wissenschaft im internationalen Wettbewerb konkurrenzfähig sein. Der Wissenschaftsstandort Deutschland soll gestärkt werden, um nicht zuletzt auch den Wirtschaftsstandort zu stärken (vgl. Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2013). Über die Intensivierung der wirtschaftlichen Konkurrenz im globalen Zeitalter hat die Diagnose des intensivierten globalen Wettbewerbs auch die Wissenschaft erreicht. So heißt es im Schlussbericht der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags Globalisierung der Weltwirtschaft:

„In der Phase des Übergangs zur Wissensgesellschaft verändert sich das Gewicht der einzelnen Produktionsfaktoren. Information und Wissen gewinnen gegenüber anderen Produktionsfaktoren wie Kapital, Rohstoffe oder Boden zunehmend an Bedeutung.“ (Deutscher Bundestag 2002: 260)

Im Anschluss an diese Diagnose sah man sich gezwungen, Konsequenzen für das Bildungssystem zu ziehen, dessen mangelhafte Qualität im internationalen Vergleich die PISA-Studien nachgewiesen hatten. Infolge wurde auch die Hochschul- und Forschungsförderungspolitik einem Wandel unterzogen (vgl. Deutscher Bundestag 2002: 262):

„Effizienzsteigerung und mehr Investitionen im Bildungssektor sind das Gebot. [...] Im Interesse der Gesellschaft muss auch die öffentlich finanzierte Forschung neues Grundlagenwissen für spätere innovative Entwicklungen erarbeiten. Diese Forschung muss nicht angewandt sein, aber anwendungs offen. Schon weil die Mittel begrenzt sind, müssen die Mittel im Wettbewerb an die Hochschulen und Institute vergeben werden. In der Wissenschaft ist Wettbewerb genauso angebracht wie in der Wirtschaft.“ (Deutscher Bundestag 2002: 472)

Erfindung und Implementierung von Wettbewerben wird als probates Mittel verstanden, um Wettbewerbsfähigkeit herzustellen: Die Chiffre des Wettbewerbes dient zugleich als Zeitdiagnose und als Heilmittel (vgl. Gasteiger/Schneider 2014: 155). Mit einer zunehmenden Bedeutung politischer Mittelvergabe und der Einführung von Wettbewerben um Forschungsmittel, die nicht auf peer-Review-Verfahren basieren, sondern politische Entscheidungsinstanzen als Schiedsrichter bei Wettbewerben einsetzen, treten die Prinzipien der wissenschaftsinternen Selbststeuerung und der Außensteuerung des akademischen Feldes in Konkurrenz.

Die Neuordnung der Wissenschaft durch Wettbewerbsregime

Um Wettbewerbsfähigkeit herzustellen, wird das Wissenschaftssystem zum Gegenstand politischer Reformagenden, die wie im Falle des Bologna-Prozesses politische Zielsetzungen mit der Schaffung von institutionellen Gestaltungsspielräumen und -zwängen verbinden. An prominenter Stelle werden Rating-, Ranking- und andere Wettbewerbs- und Bewertungsinstrumentarien eingesetzt, um die Beziehung von Fremd- und Selbststeuerung neu zu gestalten.

Hinsichtlich der Studienorganisation waren die Einführung einer zweistufigen Hochschulausbildung (Bachelor und Master), eines Leistungspunktesystems (*European Credit Transfer System*) und die Einteilung des Studiums in thematische Blöcke (Modularisierung) zentrale Mittel, die mit Maßnahmen der outputbasierten Steuerung verknüpft wurden. Im Kern geht es dabei um eine Ausrichtung auf Employability, wie Birgitta Wolff, amtierende Rektorin der Frankfurter Goethe-Universität, betont: „Gerade Wirtschaftsvertreter haben immer wieder jüngere Berufseinsteiger gewünscht; mit den ‚Bachelors‘ haben sie nun ein entsprechen-

des Angebot.“ (Wolff 2015). So verstanden wird universitäre Bildung auf die Qualifikationsfunktion reduziert. Während die Wirtschaft, wie in vielen medialen Berichten verlautbart wird, mit den neuen AbsolventInnen noch nicht so recht umzugehen weiß, werden die von Wolffs Amtsvorgänger Horkheimer eingeforderten umfassenderen Bildungsziele der Entwicklung von Individualität, Kritikfähigkeit und engagierter Intellektualität beschnitten.

Da die Kritik an der mangelnden Qualität der Universität sich vor allem auf deren Output, also die Zahl der AbsolventInnen und die Qualifikationsfunktion der Studiengänge bezog, forderten Akteure wie das von der Hochschulrektorenkonferenz und der Bertelsmannstiftung getragene Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) die Einführung von Instrumenten zur outputorientierten Steuerung. Rankings von Studiengängen sollten den Wettbewerb der Universitäten um die Studierenden befeuern. Infolge einer aufkeimenden Kritik an der methodischen Qualität von Rankings und der Feststellung ihrer „zweifelhafte[n] wissenschaftspolitische[n] Effekte“ (Deutsche Gesellschaft für Soziologie 2015) wird, ähnlich wie im Schulsystem, die Frage nach dem Verhältnis der Qualität von Bildung und der Qualität ihrer Messung zum Politikum. Denn die Art der Messung – was gemessen, was nicht gemessen wird und was, weil es nicht messbar ist, an Bedeutung verliert – hat Effekte auf die Ordnung (akademischer) Bildung. In der ihnen aufgezwungenen „autonomen“ Ausgestaltung von Studiengängen zur Spezialisierung der Hochschulstandorte werden die Hochschulen keineswegs gänzlich in die Freiheit entlassen. Akkreditierungsagenturen überprüfen und bewerten Studiengänge und entscheiden damit über deren Zukunft. So wird auch dieses Qualitätsprüfungsinstrument massiv kritisiert:

„Die Akkreditierung in Deutschland ist teuer, bürokratisch, langsam, ineffizient, rechtlich zweifelhaft und autonomiefeindlich. Durch den Zwang zur regelmäßigen Reakkreditierung wird dieses Unwesen auf unabsehbare Zeit fortgeschrieben“ (Deutscher Hochschulverband 2009).

Dies verweist auf den Kampf zwischen Wissenschaft und Politik um Entscheidungskompetenzen und -modalitäten. Die grundsätzliche Ausformung der Konkurrenz der Hochschulen und die Positionierung des institutionellen Akteurs Hochschule als Konkurrent wird dabei jedoch nicht in Zweifel gezogen: „In einem wettbewerblichen System“, so die Argumentation des Deutschen Hochschulverbands, bedürften die Universitäten „keiner halbstaatlichen Kontrolle und Lizenzierung.“ (Deutscher Hochschulverband 2009). In diesem Transformationsprozess verfolgen

die Hochschulleitungen das Ziel, die Universität als eigenständigen Rechtskörper mit einer starken präsidialen Führungsstruktur zu stärken.

Trotz der geläufigen Rede von der Autonomie der Hochschulen und der Abkehr von der Inputsteuerung (vgl. Münch 1999: 13) entwickeln die Bundesländer neue Steuerungspraktiken, um die „autonomen“ Handlungspielräume mittels Gesetzgebung und Zweckvereinbarungen auch im Detail zu steuern. Ergänzend zu unmittelbarer politischer Steuerung wie Ziel- und Leistungsvereinbarungen wird durch die Implementierung von Wettbewerben um Forschungsmittel eine bestimmte Art von Autonomie politisch geschaffen. Eine zentrale Rolle spielt neben fingierten Wettbewerben der per Gesetz dekretierte und intensiviert Wettbewerb um Forschungsgelder (z.B. Art. 8 Bayerisches Hochschulgesetz). Wolfgang Lieb, ehemaliger Staatssekretär im Wissenschaftsministerium Nordrhein-Westfalens, beschreibt in einem Interview des Deutschlandfunks die Wirkung dieser Wettbewerbslogik als deutliche Überlagerung wissenschaftsinterner Kriterien für gute wissenschaftliche Praxis:

„Die Qualität einer Hochschule bestimmt sich nicht mehr aus ihrer wissenschaftlichen Anerkennung innerhalb der scientific community, sondern in der unternehmerischen Hochschule erweist sich die Qualität in der Konkurrenz mit ihresgleichen. Die Qualität der Forschung lässt sich aus der erfolgreichen Konkurrenz um Marktanteile bei den Forschungsmitteln, nämlich der Höhe der Drittmittelerwerbungen – also an handfestem Kapital messen.“ (Himmelrath 2014)

Der ehemalige Leiter des CHE hat die Etablierung der Universitäten als selbststeuernde Einheiten als Ziel formuliert: „Erforderlich ist eine Stärkung der korporativen Autonomie der Hochschule gegenüber der individuellen Autonomie einzelner Hochschulmitglieder“ (Müller-Böling/Küchler 1998: 19).

Explizit werden die an Maßstäben von Erfolg, von Markt- und Anwendungsorientierung fixierte Außensteuerung sowie die auf Stärkung der Führungsebene bedachte Umstrukturierung der Selbststeuerungskapazitäten von Universitäten gegen eine an demokratischen und sozialen Werten orientierte Epistemologie und Organisation von Wissenschaft in Stellung gebracht.

Neue Qualitätsmaßstäbe und ihre Effekte auf Empirie- und Theoriearbeit

Indem Wissenschaft in globale Konkurrenzverhältnisse eingebettet wird, ändern sich die Maßstäbe, an denen die Qualität wissenschaftlichen Arbeitens fest-

gemacht wird. Es zeigt sich, dass außerwissenschaftliche Instanzen mit Vorliebe auf solche Kriterien abstellen, die messbar sind und sich in Rankings, Indizes und Publikationszahlen abbilden lassen. „Publikationsintensität“ (Brandt/Breitfuss/Daimer 2012: 51; vgl. Schreiterer/Becker 2014: 33) in Journalen, deren Qualität in der Regel durch Nennung im *Social Science Citation Index* oder einer ähnlichen Systematik nachgewiesen wird, ist der Maßstab der Stunde. Ein anderer ist die Quantität der Patentanmeldungen. Durch solche Maßstäbe, mit denen außenstehende Instanzen wissenschaftliche Qualität indizieren, wird der klassische Wettbewerb um Anerkennung in der Fachöffentlichkeit zunehmend überlagert (vgl. Münch/Pechmann 2009: 54). Quantität wird zum Maßstab, während Qualität nicht an Inhalten überprüft wird, sondern an der Einsortierung in „gerankte“ Zeitschriften – wobei das Zustandekommen dieser Indizes selbst keinen Qualitätsprüfungen unterzogen wird. Die skizzierten Veränderungen des Universitätssystems folgen dem bildungspolitischen Glauben, dass durch die Einführung neuer und intensiver Konkurrenzverhältnisse auch die Leistungsfähigkeit des Wissenschaftssystems zunehmen würde. Sie stehen indes in deutlichem Kontrast zu Vorstellungen von wissenschaftlicher Praxis und den Bedingungen für gute wissenschaftliche Arbeit und Kreativität.

Angesichts vielfältiger außerwissenschaftlicher Anrufungen, was Wissenschaft sein solle und leisten müsse, gerät Theoriearbeit als eigenständige wissenschaftliche Praxis unter besonderen Legitimationsdruck, weil sie keinen *unmittelbaren* Anwendungsbezug hat. Die deutliche Aufwertung empirischer Forschungsarbeit und die allseitigen Forderungen nach einem stärkeren Praxis- und Anwendungsbezug führen dazu, dass Theoriearbeit in die Defensive gerät. Dabei wird erstens im Kontext neuer Zeitregime übersehen, was die Grundvoraussetzungen für gute empirische Forschung sind – nämlich die Enthebung vom alltäglichen Zeitdruck und die Entrückung aus Alltagsroutinen. Zweitens ist für die Qualität empirischer Forschung die wissenschaftstheoretische und methodologische Reflexion des eigenen Tuns unerlässlich. Es ist einigermaßen kurios, dass so unterschiedliche Theorieschulen wie der Kritische Rationalismus und die Kritische Theorie herangezogen werden können und müssen, um die Bedeutung und Notwendigkeit von Theoriearbeit (auch für gute empirische Arbeit) in Erinnerung zu rufen: Während Karl Popper, Theodor W. Adorno, Hans Alberts und Jürgen Habermas herzlich über die Konzeption und den normativen Gehalt von Theorie stritten, waren sie sich doch darin einig, dass Theorie bei der Beschreibung, Erklärung und Veränderung von Gesellschaft wesentlich ist, Empirie und Theorie nicht gegeneinander ausgespielt werden können und eine theoriefreie, rein beobachtende Wissenschaft unmöglich ist. Für Adorno

„ist der Social Research auf die Konfrontation mit der Theorie und auf Kenntnis objektiver sozialer Gebilde verwiesen, wenn er nicht zur Irrelevanz verkommen“ (Adorno 1979: 208) will. In den Worten Poppers ist „die Theorie [...] das Netz, das wir auswerfen, um ‚die Welt‘ einzufangen – sie zu rationalisieren, zu erklären“ (Popper 1973: 31). Wer freilich glaubt, ohne Netz und nur mit dem gesunden Menschenverstand fischen zu können, wird immer nur jene Erkenntnisse produzieren, die unreflektiert über Begriffe und Methoden in den Untersuchungsgegenstand gelegt wurden.

Die Einordnung wissenschaftlicher Praxen in neuartige Wettbewerbs- und Regierungsregime fordert dazu heraus, die Konsequenzen dieser Prozesse für theoretische Arbeit und empirische Forschung zu reflektieren. Speziell für die Theoriearbeit werfen die aktuellen Bedingungen zudem die Fragen auf, ob eine intensive Arbeit an sozial-, geistes-, politik- oder kulturwissenschaftlichen Theorien überhaupt in diesem Kontext noch sinnvoll ist bzw. in welchem Rahmen sie sinnvoll sein könnte und zu welchen Zwecken Theoriebildung betrieben wird.

3. REKONSTRUKTION VON THEORIEN UND DIALOGISCHE THEORIEBILDUNG

Theorieentwicklung erfolgt über unterschiedliche Arten der Theorierezeption. Dabei ist es angesichts der Pluralität von Theorieangeboten und der Komplexität historischer Theorieentwicklung geradezu unmöglich, Theorie umfassend zu rezipieren. Die Frage der Theorierezeption wirft so immer auch die nach theoriepolitischen Strategien auf. Theorierekonstruktion impliziert Deutung von Theorien und ihrer Rezeptionsgeschichten.

Ergänzend zu den oben skizzierten wissenschaftsphilosophischen, -geschichtlichen und -soziologischen Rahmungen wird in Abschnitt 3.1 ein weiterer Rahmen aufgespannt, der zeigt, wie die Rekonstruktion der Entwicklung von Theorien angelegt werden kann. Grundsätzliche Optionen stellen die Rekonstruktion von Theorien für sich, im Vergleich und in Theorie- und Forschungsfeldern dar. Mit den unterschiedlichen Rekonstruktionsmöglichkeiten werden dann wiederum verschiedene theoriepolitische Strategien möglich. Im Abschnitt 3.2 werden schließlich die Beiträge des Sammelbandes vorgestellt.

3.1 Theorierezeption, Einordnung in Theoriediskurse und Theoriepolitik

Grundsätzlich ist zu unterscheiden zwischen der Art, wie TheoretikerInnen selbst in ihren Monologen und Dialogen mit anderen kommunizieren (Theoriedialog erster Ordnung) und der Art, wie Theorieentwicklung und -dialoge von nachkommenden WissenschaftlerInnen rekonstruiert werden (Theoriedialog zweiter Ordnung). Die verwendete Formel vom „Theoriendialog“ trifft die Sache dabei nur unzureichend, weil es sich um komplexe Kommunikationsbeziehungen handelt, die sich über viele Jahre und über Generationen von WissenschaftlerInnen in Form des schriftlichen symbolischen Austausches vollziehen können. „Dialog“ ist also eine Metapher, die über konkrete Gespräche und raumzeitliche Grenzen hinausgehende Kommunikationsprozesse bezeichnet.

Die in diesem Band versammelten Beiträge sind rekonstruierte Dialoge zweiter Ordnung. Hierbei gilt es zu reflektieren, wie retrospektiv Theorieentwicklungen objektiviert werden und welche Implikationen mit dem jeweiligen Zugriff verbunden sind. Die Darstellung des Werkes eines Autors/einer Autorin ist eine Strategie. Die Gegenüberstellung einer Mehrzahl von Theorien zu komparativen Zwecken ist eine zweite. Eine dritte Variante stellt die rekonstruktive Einordnung von Theorien in Felder und Diskurse dar. In jedem dieser Fälle werden Theorien auf je unterschiedliche Art verortet und zueinander in Bezug gesetzt.

Die Betrachtung von Monolithen

Viele Theoriedarstellungen verbleiben – trotz strukturalistischer Einsichten in die Sozialität des Denkens und Konventionalität von Semantik (vgl. de Saussure 1996: 43) – im Modus der Darstellung eines Klassikers und seines Werkes. Die männliche Form sei hier dadurch entschuldigt, dass Frauen nur selten in den Rang eines Klassikers erhoben wurden. So tradiert sich das Muster des genialischen Subjekts. Für die Wahrnehmung von Theorien durch nachfolgende Generationen von WissenschaftlerInnen sind neben Überblickswerken wie Einführungen in wissenschaftliche Fächer die Darstellungen zentraler Werke und AutorInnen nach wie vor von herausragender Bedeutung. Die meisten Beiträge dieses Bandes zollen diesem Muster ihren Respekt, indem bestimmte AutorInnen als einer besonderen Betrachtung würdig erachtet werden. In gewissem Rahmen ist dies gerechtfertigt, weil es herausragende VertreterInnen von Theorieschulen gibt, die eine besondere Relevanz erlangt haben – wobei die zeitgenössische und die retrospektive Wahrnehmung und Bewertung des Status von Theorien allerdings erheblich voneinander abweichen können.

Theorie muss gerade mit dem Fokus auf Theorieentwicklung und Rezeptionsverläufe als arbeitsteilige, generationenübergreifende Praxis begriffen werden. Das dialogische Moment nimmt darin einen mehrdeutigen Sinn an: So wird durch die Konstruktion des genialischen Klassikers einerseits dialogische Theoriebildung erster Ordnung tendenziell unsichtbar gemacht. Andererseits stellen diese Akte der Theoriebildung zweiter Ordnung, die das Dialogische eher zum Verschwinden bringen, wiederum selbst Momente einer arbeitsteiligen Praxis dar. In dieser wird ein Ensemble von Klassikern in Erscheinung gebracht und zugleich in einem andauernden Deutungskampf darum gerungen, wer als Klassiker gilt und wer nicht (mehr) als Klassiker gelten kann – womit immer auch die Frage verbunden ist, welche Rolle ein Klassiker oder eine klassische Theorie für die Gegenwart spielen.

Theorienpluralität und die Problematik des Theorienvergleichs

Aufgrund des Pluralismus an Paradigmen, Theorien und Methoden gibt es in den Sozial- und Geisteswissenschaften bis heute kein einheitliches Verständnis dieser Wissenschaften. Das lässt sich schon an konkurrierenden Bezeichnungen wie Geistes-, Human-, Menschen-, Sozial-, Kultur- und Gesellschaftswissenschaften ablesen. So haben wir es nicht nur mit Differenzen in theoretischen Aussagen zu tun, sondern mit Unterschieden der jeweils zugrunde liegenden Wissenschaftsverständnisse, die jeweils spezifische Perspektiven auf gemeinsame Gegenstände und Zuschnitte von Gegenstandsbereichen beinhalten. Entsprechend gibt es nicht nur eine Pluralität von Theorien, sondern zugleich eine mit diesen verbundene Paradigmenvielfalt. Weil also auch die wissenschaftstheoretischen und methodologischen Grundlagen umstritten und diese divergenten Ausgangs- und Zielpunkte wiederum eng mit unterschiedlichen Theorien verbunden sind, ist im Kontext der Sozial- und Geisteswissenschaften von „multiparadigmatischen“ Wissenschaften die Rede (vgl. Kneer/Schroer 2009: 7). An dieser Stelle soll nicht erörtert werden, welche Theorie eigentlich ein Paradigma ist oder was die Differenz eines Paradigmas zu einer Theorie ist. Es muss jedoch geklärt werden, was verglichen wird, wie verglichen wird und zu welchem Zweck verglichen wird.

Bezüglich des Gegenstandes besteht keine Einigkeit in der Frage, welche Aussagensysteme überhaupt als geistes- bzw. sozialwissenschaftliche Theorien gelten. Dahinter stehen unterschiedliche Theoriebegriffe und letztlich ein metatheoretischer Streit um die erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Geistes- und Sozialwissenschaften. Unterschiedliche Theorien sind auch deshalb so schwierig miteinander zu vermitteln, weil Theorien unausweichlich mit Metatheorien verwoben sind oder selbst metatheoretische, d.h. wissenschaftstheore-

tische, methodologische und normativ-praktische, Aussagen enthalten. Theorie und Metatheorie bilden ein je nach Theorie unterschiedlich ausgeprägtes „Ergänzungs- bzw. Überlagerungsverhältnis“ (Kneer/Schroer 2009: 8).

Daher sind unterschiedliche Wahrheitskonzeptionen, Vorstellungen von Empirie und Regeln wissenschaftlichen Forschens (Methodologie) ebenso wie differente Positionen zum Wertbezug wissenschaftlicher Praxis (vgl. Schurz/Carrier 2013) und zum Praxisbezug von Wissenschaft Teil der konkurrierenden Verständnisse, was Theorie im weiteren Sinne ist, sein kann bzw. nicht sein sollte. Bezüglich der Theorie im engeren Sinne sind ergänzend hierzu noch die Arten und Funktionen des Theoretischen zu unterscheiden: Neben axiomatischen Aussagen, z.B. allgemeine Aussagen über Gesellschaft und solche zur Anthropologie des Menschen, gibt es sozialtheoretische Modelle, die den Gegenstand der Forschung modellieren, und schließlich theoretische Aussagen, die Forschungsergebnisse zu konkreten Ausschnitten der Wirklichkeit enthalten (vgl. Lindemann 2008: 108f.; Wedl/Herschinger/Gasteiger 2014: 541ff.). Damit wären auch schon zentrale Dimensionen eines Theorienvergleichs benannt. Bei der Gegenüberstellung von Theorien muss also geklärt werden, was eigentlich verglichen wird: Theorie im weiteren oder engeren Sinne oder nur bestimmte Aspekte von Theorien.

Außerdem muss reflektiert werden, welche Möglichkeiten des Theorienvergleichs es gibt und welche Ziele dabei verfolgt werden können. Denkt man sich ein Kontinuum möglicher Vergleichsmethoden, dann bilden deren Extrempunkte am einen Ende eine streng eliminative Methode und am anderen Ende eine rein verstehende, summative Bestandsaufnahme vorhandener Theorieansätze. Eine eliminative Methode verfolgt das Ziel, durch den Vergleich theoretischer Sätze „erstens zu ermitteln, welche der zu vergleichenden Sätze überlegen sind und zweitens die unterlegenen Sätze aus der weiteren Diskussion auszuschließen“ (Opp 1978: 213f). Im Unterschied dazu begnügt sich eine summative Methode damit, „die einzelnen Theorieansätze nebeneinander bzw. hintereinander anzuordnen“ und verzichtet sogar darauf, „die einzelnen Theorieansätze mit Hilfe übergeordneter Kategorien [...] zu bündeln“ (Kneer/Schroer 2009: 16). Bedingt durch unterschiedliche Vorstellungen über den Wert einer einheitlichen, zumindest in der jeweiligen Disziplin geteilten Theorie haben diese Konzeptionen des Vergleichs unterschiedliche Zielvorstellungen.

Auf der einen Seite finden sich VertreterInnen eines Einheitsanspruchs. So verteidigte etwa Karl Otto Hondrich für die Soziologie die Auffassung, es gäbe trotz unterschiedlicher Theorieansätze „nur eine soziologische Theorie“ (Hondrich 1978: 314). Im Unterschied zu Hondrich gehen die meisten AutorInnen heute

von einer multiparadigmatischen Struktur der Sozialwissenschaften aus. Einige machen aber Vorschläge, wie doch noch *eine* Einheit erkannt oder in Zukunft erreicht werden könnte. Diese Vorschläge zielen in die Richtung eines einheitlichen Gegenstandsbereichs und die Identifikation gemeinsamer Deutungsmuster. So soll z.B. in der Soziologie deren „multiparadigmatische Struktur“ durch die Entwicklung eines „gefestige[n] integrative[n] Bezugsrahmen[s]“ (Gresshoff/Lindemann/Schimank 2007: 18) überwunden werden. In Differenz zu solchen Integrationsversuchen eröffnet die Vorstellung eines gemeinsamen Problembezugs – für die Soziologie etwa die Frage, wie gesellschaftliche Ordnung möglich ist – den Sinn für einen Theorienvergleich, der den Eigenwert von Theorien und damit den Nutzen der Theorienpluralität hervorhebt (vgl. Seyfarth 1978).

Aufgrund der oben geschilderten Ausgangslage wird innerhalb der Theorie-diskussion von unterschiedlichen *Paradigmen* gesprochen. Der Begriff des Paradigmas drängt sich geradezu auf, wenn man die untrennbare Verbindung von Theorieelementen reflektiert, die einer Theorie ihre spezifische Gestalt geben. Er scheint eine Bezugseinheit für den Vergleich zu bieten, der die vielfältigen Dimensionen des Theoretischen umfasst. Letztlich erweist sich die Begriffsverwendung jedoch als weitgehend unpräzise und uneindeutig (vgl. Kneer/Schroer 2009: 7). Der Begriff des Paradigmas ist auch deswegen problematisch, weil er schon in der ursprünglichen Fassung weitgehend unscharf gebraucht (vgl. Kuhn 1977: 389) und dessen Begriffsgeschichte in der Regel nicht hinreichend reflektiert wird. Seinen Ursprung hat der Paradigmenbegriff in einer wissenschaftsgeschichtlichen Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Theorien und Forschungspraxen. Ungeachtet der Tatsache, dass er als Singular konzipiert ist und Brüche folglich nur im diachronen Verlauf wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklungen denkbar sind, wird er im sozial- und geisteswissenschaftlichen Kontext zumeist im Plural verwendet. Gerade die Vorstellung, dass ein Paradigma aus einer Gemeinschaft von WissenschaftlerInnen mit einem gemeinsamen Spezialgebiet, geteilten Grundannahmen, Methoden, Beispielen, technischen Apparaturen etc. resultiert (vgl. Kuhn 1977: 391), zeigt, dass der Paradigmen-Begriff eigentlich nur schwer und nicht ohne erhebliche Bedeutungsverschiebungen in die Sozial- und Geisteswissenschaften übersetzt werden kann. So handelt es sich bei diesen Wissenschaften, wie die eingangs aufgeführten Konzeptionen von Wissenschaften in diesem Bereich zeigen, eigentlich um nicht-paradigmatische Wissenschaften: Geistes- und sozialwissenschaftliche Fachdisziplinen sind im Unterschied zu den naturwissenschaftlichen Fächern vergangener Jahrhunderte eben nicht von *einem* Paradigma geprägt. Dementsprechend lassen sich auch Personengruppen wie

Denkkollektive (vgl. Fleck 1980: 54f.) oder klar umgrenzte *scientific communities* (vgl. Polanyi 1985), die einen gemeinsamen Denkstil pflegen, nur bedingt identifizieren.

Selbstkritisch sei angemerkt, dass auch wir und die AutorInnen der Beiträge nicht genau klären, was ein Paradigma oder ein Denkstil ist. So wie zu fragen wäre, ob nicht auch naturwissenschaftliche Disziplinen mittlerweile multi-paradigmatisch und daher post-paradigmatische Wissenschaften sind, müsste eingehender erörtert werden, ob denn der prä-paradigmatische Zustand der Geistes-/Sozial-/Kultur- und/oder Gesellschaftswissenschaften überhaupt ein problematischer Zustand ist: Welche Konsequenzen würde es denn zeitigen, wenn die benannten Wissenschaften einem Paradigma und die zugehörigen ForscherInnen ein geschlossenes Denkkollektiv wären? Würde das geistes- und sozialwissenschaftliche Denken nicht seine Lebendigkeit oder, wie Weber sagt, seine ewige Jugendlichkeit (vgl. Weber 1992: 252) und damit seine Kritikfähigkeit verlieren, wenn die mit der Theorienpluralität einhergehende Vielfalt an Begriffen, an Fragestellungen und Heuristiken sowie die damit verbundenen, stets umstrittenen Problembezüge verschwänden? Welche Art von Gesellschaft und der Ordnung des Politischen würde eine (mono-)paradigmatische Geistes- oder Sozialwissenschaft befördern?

Theorien als Elemente von Diskursen

Die Strategie der Darstellung einer Theorie, die setzt, was als relevant und nicht relevant gilt, unterscheidet sich grundlegend von der Darstellung von Theorien *im Plural*. Letztere impliziert immer schon, dass eine Mehrzahl von Theorien als ausreichend relevant erachtet wird, um diese miteinander in einen Vergleich zu setzen. Eine zweite Variante, die Pluralität von Theorien in Erscheinung zu bringen ist die Einordnung derselben in ein umfassenderes Feld bzw. in einen Diskurs.

Es handelt sich also um die Rekonstruktion umfassender „Systeme der Streuung“ (Foucault 1997: 58) von Aussagen. Solche Systeme können als abstraktes, zeitunabhängiges Feld grundsätzlicher theoretischer Optionen, sie können aber auch als Momentaufnahme oder als historischer Wandel eines Diskursverlaufs angelegt werden. Dabei ist in Rechnung zu stellen, dass wir es mit Theorien zu tun haben, die in unterschiedlichem Grad selbstreferentiell bzw. offen sind und sich entsprechend von konkurrierenden Theorien in unterschiedlichem Maß irritieren lassen oder einen Dialog mit diesen zulassen. Theorienentwicklung als Prozess der Entwicklung geschlossener Denksysteme zu verstehen erweist sich vor diesem Hintergrund als (hochgradig) problematisch. Denn Theorien werden in der Regel in intensiven Auseinandersetzungen mit *vielen* anderen Denktraditionen entwickelt.

Während der Theorienvergleich also in der Regel *Theoriegestalten* erzeugt, wird in einer solchen feld- bzw. diskurstheoretischen Perspektive eher das unabgeschlossene Wahrheitsspiel von theoretischen Positionierungen sichtbar gemacht, die sich in Auseinandersetzung miteinander und in Kämpfen um Deutungshoheit entfalten. Hatte sich die Bestimmung der Bezugseinheit schon beim Theorienvergleich als schwierig erwiesen, lässt sich Ähnliches für die Darstellung von Diskursen feststellen. Diese haben die poststrukturalistische Kritik an Konzeptionen des Autors und des Werkes (vgl. Foucault 1997: 40) sowie die Skepsis gegenüber der Konstruktion von Einheiten – sei es die des Faches oder der Wissenschaft als einer unabhängigen Sphäre – in Rechnung zu stellen und auf dieser Basis zugleich eine präzise und gegenstandsangemessene Fassung der Diskurseinheit zu leisten. Es gilt also zu klären und plausibel zu machen, um welche Art von Diskurs es sich handelt und inwiefern dieser überhaupt als relativ eigenständiger Diskurs gedacht werden kann.

Dialogische Theoriebildung und die Reflexion theoriepolitischer Strategien

Unterschiedliche Begrifflichkeiten, Begriffsverwendungen und die Bildung eigenständiger „Soziolekte“ (Zima 2004: 50) machen dialogische Kommunikation über differente Theorien und Denkrichtungen zu einem schwierigen Unterfangen. Solche Differenzen bestehen nicht nur auf einer sprachlichen Ebene, sondern betreffen auch unterschiedliche Selbstverständnisse, soziale Zugehörigkeiten sowie Wert- und Praxisbezüge. Diese können Missverständnisse bedingen oder gar dazu führen, andere Theorien nicht verstehen zu wollen und zu können. Neben der Frage, wer mit wem kommuniziert und dies auf bestimmte Art un-/sichtbar macht, geht es selbstverständlich auch um die Qualität der Kommunikation. Theoriepolitik ist nicht nur selbstreferenziell darauf gerichtet, wie eine Theorie verändert wird. Die Art, wie Theoriepolitik betrieben wird beinhaltet vielmehr eine Art, wie mit anderen TheoretikerInnen und GesprächspartnerInnen kommuniziert wird.

Ausgangspunkt dieses Sammelbandes ist die Annahme, dass die Pluralität theoretischer Angebote nur dann produktiv werden kann, wenn statt einer Beliebigkeit des unvermittelten Nebeneinanders ein Dialog über die Möglichkeiten und Grenzen von Theorie und Kritik zwischen den Theorietraditionen und Disziplinen geführt wird. So plädieren wir – mit Peter Zima – für eine dialogische Theoriebildung. Diese soll

„das beziehungslose Nebeneinander von Diskursen in ein Miteinander verwandeln, welches das theoretische Potential der Kultur- und Sozialwissenschaften ausschöpft. Statt

einander monologisch zu ignorieren, sollten Wissenschaftlergruppen in diesem Bereich die Interdiskursivität entdecken, um *ihre eigenen Theorien* besser zu verstehen und mit Hilfe der fremden Rede vervollständigen zu können.“ (Zima 2004: 286f., Hervorh. im Orig.)

Dieser normative Bezugspunkt insistiert auf das Binnenverhältnis von Wissenschaft und Theoriediskursen. Die Art, wie Wissenschaft mit nicht-wissenschaftlichen Praxen und ihren AkteurInnen in Dialog tritt und treten sollte, wäre eigens zu reflektieren. Diesbezüglich wollen wir den unmittelbaren wissenschaftsimmanenten Kontext vom mittelbaren soziokulturellen Kontext unterscheiden, um Theoriebildung als doppelten Dialog zu begreifen: Ein Dialog mit der Welt wissenschaftlicher Theorien und ihrer ProtagonistInnen ebenso wie mit den umgreifenden zeitgeschichtlichen Rahmenbedingungen und Aussagepositionen.

Neben der Reduzierung des Theoriendialogs auf das Binnenverhältnis des Theoretischen erscheint uns an der Konzeption von Peter Zima die Zielvorstellung der „Vervollständigung“ problematisch. Als zentrale Aufgabe und Gewinn dialogischer Theoriebildung erachten wir vielmehr die Möglichkeit eines vertieften Verstehens des „Eigenen“ mit Hilfe des „Fremden“ und „Anderen“: Die aktive Auseinandersetzung mit anderen Theorien mag „Unbewusstes“ der eigenen Theorie bewusst machen, mag aufzeigen, was mit der jeweils eigenen Perspektive in manchen Fällen gar nicht, in anderen vielleicht aber auch „nur“ auf andere Weise in den Blick kommt. Zielrichtung sollte damit eine Anerkennung von Differenzen sein. Abgrenzungsstrategien, welche die Besonderheit der eigenen Theorie(-tradition) dadurch verdeutlichen, dass sie sich „ScheingegnerInnen“ konstruieren oder relevante Aussagen anderer Theoriezusammenhänge geflissentlich unerwähnt lassen, verhindern eine solche Anerkennung ebenso wie die Vorstellung von einer „Vervollständigung“ der eigenen Theorie, die das „Andere“ tendenziell instrumentell und assimilierend wahrnimmt. Diese zwei Varianten von Theoriepolitiken mahnen an, dass die Qualität eines Theorienvergleichs oder der Darstellung eines Feldes mit koexistierenden theoretischen Angeboten auf der Qualität der Beurteilung jeder Theorie für sich beruht: „Seriös kritisiert werden kann nur etwas, das man verstanden hat.“ (Proißl 2014: 26) Ähnlich kann in Bezug auf Diskursfelder gesagt werden, dass eine Rekonstruktion theoretischer Positionen nur gelingen kann, wenn die Fülle der differenten Aussagepositionen auch hinreichend erfasst wird.

Dennoch bleiben letztlich jegliche Rekonstruktions-, Vergleichs- und Einordnungsvorhaben notwendig mit theoriepolitischen Optionen und Strategien verknüpft. Dabei können theoriepolitische Ziele den Ausgangspunkt für bestimmte Rekonstruktionsstrategien bilden. Umgekehrt können aber auch be-

stimmte Rekonstruktionsstrategien bestimmte Theoriepolitiken evozieren. Neben den bei der Rekonstruktion zum Tragen kommenden wahrheitspolitischen Akten der Konstruktion von Theorie(-n) bezeichnen wir also die gezielte – nicht unbedingt reflektierte – Theoriebildung und ihre argumentative Begründung als Theoriepolitik. Der Begriff ist folglich komplex und evoziert sicherlich auch Missverständnisse. Nichtsdestotrotz erscheint er uns notwendig, weil damit ein Aspekt von Theorieentwicklung und -dialog reflektiert werden kann, der ansonsten kaum explizit reflektiert wird. Diese Reflexion geht von der Frage aus, wie sich einE AutorIn in einem Feld theoretischer Positionen und in einer Geschichte der Theorieentwicklung positioniert und wie die Darstellung der je anderen Positionen eingesetzt wird, um die eigene Positionierung in Szene zu setzen.

Von *Theoriepolitik* zu sprechen und von *Strategien* der Rekonstruktion von Theorie unterstellt Möglichkeitsspielräume. Das bedeutet aber nicht, dass Theorierekonstruktion und -aktualisierung einer vollständigen Beliebigkeit unterliegen würden. Vielmehr müssen sie wohlbegründet, d.h. belegt werden, und gut argumentiert sein, um Plausibilität beanspruchen zu können. Das Spektrum theoriepolitischer Strategien kann dabei eine große Bandbreite aufweisen. Diese reicht von der Behauptung einer Theorie als der einzig wahren über die abgeschwächte Variante einer Abgrenzung und Konturierung der einen Theorie gegenüber anderen bis zu Versuchen der Konstruktion einer neuen großen Erzählung – wobei nur nebenbei bemerkt auch die Erzählung vom Ende der großen Erzählungen selbst eine solche generiert. Eine andere Variante ist die Darstellung theoretischer Konvergenzen, wodurch die eigene theoretische Position als Kulminationspunkt einer Entwicklung in Szene gesetzt wird. Solche Strategien finden sich in diesem Sammelband nicht. Vielmehr bietet das Gros der Beiträge in diesem Sammelband ein komplexeres Bild an: Es werden Übereinstimmungen attestiert, wo bisher vornehmlich Differenzen gesehen worden sind. Wo ehemals unvereinbare Positionen festgestellt wurden, werden infolge einer anderen Perspektive auf Differenzen und Ähnlichkeiten Möglichkeiten des Dialogs eröffnet. Durch die Einordnung von Aussagen, theoretischen Positionen und Forschungsprogrammen in komplexe Felder werden aber auch Konflikte identifiziert, die ansonsten nicht aufgedeckt und thematisiert werden können.

3.2 Die Beiträge des Sammelbandes als Beispiele für Rekonstruktionsstrategien

Die Ordnung der Beiträge folgt einer Logik zunehmender Komplexität. So befassen sich die Beiträge des ersten Teils mit *einzelnen Theorie- und Denktraditionen*. Sie re-

konstruieren die Entwicklung kritischer Theorien im Spannungsfeld von Tradierung gemeinsamer theoretischer Positionen, ihrer Aktualisierung und Pluralisierung. Beide Aufsätze beschäftigen sich mit distinkten Traditionen, die auf je unterschiedliche Art und Weise auf Karl Marx rekurrieren. Sowohl in der marxistischen Form- und Fetischkritik als auch in der Kritischen Theorie geht es dabei um Momente von Theorieentwicklung, die zum einen durch Dialoge innerhalb von Denkstilen inspiriert sind, zum anderen von der Notwendigkeit einer Weiterentwicklung angesichts sich wandelnder gesellschaftlicher Kontexte. Damit ist bereits angedeutet, dass es zu einer Vervielfältigung theoretischer Positionen kommt und Theorietraditionen keine homologen Blöcke sind. Vielmehr entfalten sich gerade in gemeinsamen Bezugsrahmen mitunter auch Streitigkeiten um Identität und Differenzen. Bezüglich letzterer stellt sich dann die Frage, ob Denktraditionen diese Differenzen in sich aufnehmen können oder wollen, weil der gemeinsame Bezugsrahmen erhalten bleibt, oder ob es zu Brüchen mit Denktraditionen kommt.

Die zweite Abteilung von Beiträgen befasst sich demgegenüber nicht mit einer Denktradition, sondern mit *koexistierenden Denkstilen*, die von den AutorInnen als different und eigentlich inkommensurabel oder als wahlverwandt eingeordnet werden. Die thematische Bandbreite reicht von der Rekonstruktion des philosophischen Streits zwischen Skepsis und Stoa über die Neubestimmung des historischen Denkens bis zum Kampf um die Grundlegung der Politikwissenschaft. Dabei zeigt sich erneut, dass „Dialog“ eher eine Metapher für komplexe, über konkrete räumliche und zeitliche Grenzen hinausgehende Auseinandersetzungen ist. Hervorzuheben ist, dass sich die Vergleiche auf bestimmte Vergleichsdimensionen beziehen, so dass die Feststellung einer Ähnlichkeit in einer oder einiger dieser Dimensionen nicht die Feststellung einer Identität im Gesamten bedeutet.

Die Aufsätze der dritten Abteilung setzen sich mit dem Wandel von *Forschungsfeldern, theoretischen und politischen Diskursen* auseinander. Wie in den ersten beiden Teilen ist auch in den Beiträgen der dritten Abteilung das Spannungsverhältnis zwischen theorie-/wissenschaftsimmanenten und gesellschaftlichen Einflussfaktoren präsent. Mit Bezug auf die Rekonstruktionsstrategien lassen sich erstens Unterschiede hinsichtlich des Gegenstandsbezugs feststellen: Die einen befassen sich mit der Entwicklung von wissenschaftlichen Disziplinen bzw. von Forschungsfeldern, die sich interdisziplinär entfalten; die anderen mit politischen Diskursen bzw. mit einem Diskurs, der sich an der offenen Grenzlinie des akademischen und politischen Diskursniveaus entwickelt. Zweitens spannen die Darstellungen unterschiedliche sozialräumliche Kontexte auf, womit einzelne Beiträge auch Wirkungsverhältnisse von nationalen und transnationa-

len Diskursebenen in den Blick nehmen. Gemeinsam ist den hier versammelten Aufsätzen, dass sich die Abgrenzung verschiedener Diskurse als fragil erweist.

Alexander Neupert-Doppler rekonstruiert in seinem Beitrag die Traditionslinie der an Marx anschließenden Form- und Fetischkritik. Der Autor stellt dar, wie die allmähliche Herausbildung eines demokratischen Rechts- und Sozialstaats Anlass gab zu einer Ausweitung der zunächst auf ökonomische Formen beschränkten marxischen Kritik auf rechtliche und politische Formen. Die Reflexion auf gesellschaftliche Veränderungen führte so zur Entwicklung der Form- und Fetischkritik als einer kritischen Methode, die sich dadurch auszeichnet, gesellschaftliche Praxen als formbestimmt zu enthüllen. Im Beitrag werden die impliziten Voraussetzungen des spezifischen Kritikverständnisses der Form- und Fetischkritik offengelegt und damit Reichweiten und Grenzen dieses Modus von Kritik deutlich. Wie Neupert-Doppler reflektiert, stellen sich die Überlegungen verschiedener TheoretikerInnen wie Eugen Paschukanis und Sonja Buckel erst im *historischen Rückblick* als *eine* Traditionslinie dar. Deren Positionen werden einer an den „klassenkämpferischen Marx“ anschließenden Kritik gegenübergestellt, womit die Form- und Fetischkritik als eine mögliche an Marx anschließende Denkweise erkennbar wird, die mit anderen marxistischen Traditionen in einem konkurrierenden Verhältnis steht. Dass sich eine Orientierung am Marx der Klassenkämpfe bzw. der Fetischkritik nicht notwendig ausschließen muss, wird am Beispiel von Joachim Hirschs Regulationstheorie gezeigt.

Marc Grimm und *Martin Proißl* diskutieren am Begriff der Ideologie das Verhältnis der klassischen Kritischen Theorie von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer und der Kritischen Theorie von Jürgen Habermas. Die Autoren weisen die Ebenen und Facetten des Ideologiebegriffs der klassischen Kritischen Theorie aus, um vor diesem Hintergrund Veränderungen der habermasschen Theorieentwicklung aufzuzeigen. Auf Basis der Rekonstruktion der Theoriegestalt der Ideologiekritik in der frühen Kritischen Theorie zeigen sie, dass die habermassche Ideologiekritik in *Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘* (1968) noch in der Traditionslinie der klassischen Kritischen Theorie steht. Mit der sprach- bzw. kulturtheoretischen Wende von Habermas' Theorie beginnt die Abkehr vom Begriff der Ideologie. Grimm und Proißl argumentieren, dass Habermas den geschichtsphilosophisch geladenen Begriff von Ideologie verabschieden musste, weil sich dessen transzendentales Moment der für Habermas so zentralen Idee der diskursiven Übereinkunft sperrt. Die spezifische Art der Rekonstruktion eines zentralen Begriffs einer Theorietradition mündet damit in eine Divergenzthese.

In den Dialogen zwischen differenten Forschungsprogrammen und Paradigmen werden Möglichkeiten des Dialogs ausgelotet. *Eva Seidlmayer* zeigt am Beispiel der antiken Debatte zwischen den Stoikern und den pyrrhonischen und akademischen Skeptikern, wie unterschiedliche (erkenntnis-)theoretische und normative Ausgangspunkte die Möglichkeit einer dialogischen Auseinandersetzung und produktiven Problemlösung versperren können. Wechselseitige Bezugnahmen gleiten daher oftmals ins Polemische ab. Nach der historischen Rekonstruktion der Debatte diskutiert die Autorin unter Bezug auf John Dewey die Nützlichkeit und die kontextuelle Angemessenheit der konfligierenden Ansätze. In Abgrenzung von üblichen Lesearten wird die antike Debatte als Diskursformation verstanden und hinsichtlich ihrer Systematik analysiert. Dieser Zugriff erlaubt, die bisher als unvermittelbar beurteilten Positionen so in Bezug zu setzen, dass ein Dialog derselben denkbar wird.

Marco Walter stellt die zwei konkurrierenden Paradigmen des Politischen gegenüber: Den am Begriff der Deziision und den am Begriff der Partizipation orientierten Denkstil. Weil Carl Schmitt und Hannah Arendt als geradezu prototypische und besonders wirkmächtige VertreterInnen der jeweiligen paradigmatischen Position gelten, werden die Unterschiede der Denkstile an ihren Werken aufgezeigt. Auf einer metatheoretischen Ebene werden hierzu zwei Zugänge des Theorienvergleichs und der Auseinandersetzung mit politischer Ideengeschichte reflektiert: Die an sprechakttheoretische Überlegungen anknüpfende *Cambridge School* der Ideengeschichtsschreibung wird mit einer systematisch-analytischen, weitgehend auf werkimmanente Aspekte fokussierenden Methode konfrontiert. Es wird argumentiert, dass eine sprechakttheoretisch fundierte Ideengeschichtsschreibung, die Absichten der politischen Intervention als zentrale Gründe für unterschiedliche Konzeptionen des Politischen annimmt, zur Erklärung der Unterschiede nicht angemessen sei. Walter beschreibt die Differenzen zwischen den Denkstilen als Folge unterschiedlicher Gegenstandsbezüge. So erscheinen die jeweiligen Konzeptionen des Politischen nicht mehr als inkommensurable Differenzen, sondern als differente, aber komplementäre Konzeptionen. Eine Auseinandersetzung mit dem je ganz Anderen erscheint daher geboten. Die erschlossene Gemeinsamkeit des Anliegens, das Politische verteidigen zu wollen, bietet einen Ausgangspunkt für einen solchen Theoriendialog.

Sebastian Huhnholz begibt sich auf eine Reise zu den Orten, an denen sich in der zweiten Hälfte der 20. Jahrhunderts neue historiographische Forschungsstile ausgebildet haben: Cambridge, Paris und Bielefeld stehen für die Formulierung von diskursgeschichtlichen Forschungsperspektiven und daran anknüpfende rege Forschungsaktivitäten. Der Autor unternimmt den Versuch, die ge-

meinsamen Ausgangspunkte und wahrheitspolitischen Anliegen der „Neuen Geschichtsschreibung“ von Quentin Skinner, Michel Foucault und Reinhart Kosseleck herauszuarbeiten. Nach Huhnholz entwickeln sich die Rezeptionen im selbstreferenziellen Bezug auf die je eigenen Denktraditionen. Dort, wo sie sich mit den je anderen beschäftigen, werden einseitig Differenzen hervorgehoben. Wenn der Autor diese Positionen als in ihrem Kern identisch rekonstruiert, so erscheint dies als Folge dessen, dass die Vertreter einer anti-ideologischen Geschichtsschreibung von unterschiedlichen Orten aus auf dieselbe geschichtliche Situation geantwortet haben.

Auch der Beitrag von *Cornelia Möser* bewegt sich in einem geografischen Dreieck, nun aber dem zwischen Frankreich, Deutschland und den USA. Die Autorin beschäftigt sich mit der Rezeption von Judith Butlers *Gender Trouble*, das in der feministischen Wissenschaft Deutschlands wie Frankreichs als nachhaltiger Einschnitt verhandelt wird. Statt zu klären, ob ein Paradigmenwechsel stattgefunden hat, setzt es sich Möser zur Aufgabe, die diskursive Herstellung eines solchen nachzuzeichnen. Dazu richtet sie ihre Aufmerksamkeit zunächst auf die historisch-politischen und institutionellen Kontexte sowie die Theorietraditionen Deutschlands und Frankreichs, um sich dann den feministischen Gender-Debatten und schließlich deren „Erzählung“ in der deutsch- bzw. französischsprachigen Einführungsliteratur zuzuwenden. Deutlich wird so zum einen, dass das Wandern von Theorien zwischen verschiedenen nationalen bzw. sprachlichen Räumen und deren kulturelle Übersetzung ein produktiver Faktor für die Transformation von Begriffen und Theorieschulen sein kann. Zum anderen erlaubt die Vorgehensweise, Diskussionen um einen möglichen Paradigmenwechsel als Auseinandersetzungen um wissenschaftliche und politische Hegemonien zu dechiffrieren. Die Autorin plädiert dafür, diese Konflikte offenzulegen und damit theoretisierbar zu machen.

Ebenfalls im Feld der Geschlechterforschung ist der Beitrag von *Tina Jung* verortet, der sich mit dem Selbst- und Kritikverständnis feministischer Wissenschaft beschäftigt. Im Mittelpunkt steht dabei das spannungsreiche Verhältnis eines feministischen Wissensprojektes zur Politik. Die Autorin arbeitet zunächst Grundzüge des feministischen Wissenschaftsverständnisses heraus: Entstanden im Kontext der Neuen Frauenbewegung habe dieses zu einer weitgehenden Ineinssetzung von feministischer Wissenschaft und feministischer Politik tendiert – auch wenn derartige Positionen schon damals nicht unumstritten waren. Jungs Schwerpunkt liegt dann auf jüngeren Beiträgen, die an einem kritisch-politischen Selbstverständnis feministischer Wissenschaft festzuhalten suchen, dabei jedoch die „Eigenlogiken“ beider (Praxis-)Felder betonen. Solche Ansätze würden Wissenschaft und Politik

nicht gänzlich trennen, sondern feministische Wissenschaft – gerade in Form von Erkenntnis- und Wissenschaftskritik – als eine spezifische politische Tätigkeit verstehen. Der Beitrag lädt ein, danach zu fragen, wie sich die Verhältnisbestimmung von Politik und Wissenschaft in anderen sich als politisch verstehenden Wissenschaftsfeldern, etwa der kritischen Migrationsforschung oder den Disability Studies, darstellt.

Die Frage der Kritik steht auch im Zentrum des Beitrags von *Katarina Froebus*. Für die Pädagogik stellt sich diese vor allem als Notwendigkeit der Reflexion auf das Spannungsverhältnis zwischen dem Anspruch von Bildung und deren gesellschaftlicher Einbettung. Der Aufsatz verfolgt die Entwicklung einer sich als kritisch verstehenden Pädagogik, wobei der Autorin zufolge vier Theorielinien grundsätzlich unterschieden werden können: Die Kritische Erziehungswissenschaft, die Kritische Bildungstheorie, pädagogische Anschlüsse an Foucault sowie Perspektiven, die für einen dekonstruktiven Umgang mit Differenz plädieren. Deutlich wird, wie die außerpädagogische Theoriebildung – namentlich die Kritische Theorie und poststrukturalistische Theorien – von kritischen PädagogInnen im Sinne produktiver Anstöße für die eigene disziplinäre Theorieentwicklung rezipiert wird. Weil Theorien stets in Generationenverhältnissen tradiert werden, lässt Froebus vor allem jüngere AutorInnen zur Sprache kommen und stellt dar, wie diese an besagte Linien anknüpfen. Beobachten lässt sich dabei, dass die neuere kritisch-pädagogische Theorieentwicklung kaum mehr in „Schulen“ gefasst werden könne, sondern durch eine Verbindung heterogener Perspektiven Kritik in der pädagogischen Theorie und Praxis neu zu verorten suche.

War im vorangegangenen Beitrag eine kritisch-theoretische Konzeption von Bildung Thema, rückt mit dem Aufsatz von *Ludwig Gasteiger* Bildungspolitik und -forschung in einer zunehmend globalisierten Welt in den Blick. In einem ersten Schritt wird das gleichermaßen multi-theoretische wie interdisziplinäre Feld der Sozialisationsforschung skizziert. Vor diesem Hintergrund erweist sich die politisch protegierte Steigerung der Bedeutung eines bestimmten Forschungsstrangs, der Empirischen Bildungsforschung, als disziplinäre wie gegenstandsbezogene Verengung. Demgegenüber plädiert der Autor für das Festhalten an der Konzeption einer interdisziplinären und theoretisch vielfältigen Sozialisationsforschung, der jedoch ihrerseits theoretische Mängel und Forschungsdesiderata attestiert werden. Durch die Verbindung der foucaultschen Diskurs- und Dispositivtheorie mit anderen sozialwissenschaftlichen Theorien wird die Perspektive einer gesellschaftstheoretisch fundierten Sozialisations- und -forschung entwickelt, die zugleich eine stärkere Berücksichtigung weltgesellschaftlicher Entwicklungen ermöglicht.

Die Rekonstruktion der Entwicklungsgeschichte und der gegenwärtigen Situation der Sozialisationsforschung führt zur Ausarbeitung eines theorie- und forschungspolitischen Standpunkts, der Theorie dialogisch konstruiert – und damit zugleich gegenwärtige Tendenzen einer post-interdisziplinären Segregationsbewegung und politisch beförderten Verengung von Forschungsagenden kritisiert.

Aktuelle theoretisch-politische Entwicklungen stehen auch im Zentrum des Beitrags von *Anne Rethmann*. Vor dem Hintergrund der seit den 1990er Jahren verstärkt geführten Debatten über die Erweiterung der individualrechtlich fundierten Menschenrechte um Gruppenrechte diskutiert die Autorin die Stellung des Individuums in den Menschenrechten nach 1945. Sie zeichnet die Entwicklungslinien der Konzeption der Menschenrechte nach und erklärt diese im zeitgeschichtlichen Kontext. Rethmann versteht die gruppenrechtliche Konzeption ausdrücklich nicht als eine Erweiterung der Menschenrechte, sondern als Zurückdrängung von deren individualrechtlicher Konzeption. Indem sie die jüngste Geschichte der Menschenrechte als Konflikt zweier Paradigmen liest, werden die in den Konzeptionen materialisierten politischen Interessen deutlich. Nicht zuletzt zeigt der Beitrag die gesellschaftspolitischen Implikationen und Konsequenzen theoretischer Konzeptionen auf – etwa wenn Rethmann darauf aufmerksam macht, dass eine gruppenrechtliche Konzeption zwar auf eine Verbesserung von Lebensumständen zielen mag, dabei aber einen Zwang zur kulturellen Selbsteinordnung produziert und jene von der (materiellen) Teilhabe ausschließt, die sich einer Kultur nicht zuzuordnen vermögen.

Vom Wert des Dialogs, des Streits und der Hoffnung auf eine bessere Welt

Die Beiträge dieses Sammelbandes befassen sich durchweg mit der Pluralität von Theorien. Dabei fordern die meisten der versammelten Aufsätze, sich dem Anderen zu stellen: Sie zeigen durch Konfrontation von Theorien, Paradigmen oder Forschungsprogrammen Blindflecken auf und regen eine Auseinandersetzung zwischen unterschiedlichen Denkstilen an. So bereiten etwa Walter, Seidlmayer und Huhnholz gezielt ein Feld für künftige Dialoge zwischen theoretischen Standpunkten vor, die als unvereinbar galten oder die bisher nicht zusammengedacht wurden. Andere eröffnen *implizit* ein Feld des Dialogs, indem sie, wie z.B. Grimm und Proißl, eine Divergenz attestieren, d.h. einen Bruch der späteren mit der früheren Kritischen Theorie, ohne dass die spätere die erstere ersetzen würde. Dies scheint einer – im Vorfeld keineswegs an- oder gar abgesprochenen – Vorstellung dialogischer Theoriebildung zu folgen, nach der „Theoretisieren als ein Gespräch verschiedener Theorierahmen“ (Knorr Cetina 2008: 37) praktiziert werden sollte.

Zugleich nehmen einige AutorInnen einen dezidiert eigenen Standpunkt ein, der unüberwindbare Differenzen markiert und auf diesen beharrt. In diesem Spannungsfeld lässt sich nicht verallgemeinern, was eine gute oder sinnvolle Strategie wäre. Vom Plädoyer für dialogische Theoriebildung, welche eine Erschließung des jeweils anderen Standpunkts oder auch die eines komplexen Forschungsfeldes mit einer Vielzahl unterschiedlicher theoretischer Positionen und Forschungsprogrammatiken einfordert, ist die Bewertung des Sinnes und des Nutzens der jeweiligen Theorien für sich und füreinander deutlich zu trennen. Die Auseinandersetzung mit dem je Anderen kann eben auch zur Schärfung der eigenen Theorie, ihrer Grundprinzipien und letztlich auch zu Trennungs- und Konfliktlinien und damit zu koexistierenden Theorien führen.

Der Glaube an die logische oder empirische Prüfbarkeit von Theorien ist im Laufe des 20. Jahrhunderts erschüttert worden; den Glauben an die einheitliche wissenschaftliche Methode gibt es nicht mehr. Das Projekt der Aufklärung hat damit auch seine emphatische Vorstellung von Wahrheit verloren. Dies hat seinen Grund nicht zuletzt darin, dass totalitäre Ideologien wissenschaftlich entfaltet und begründet wurden. Dennoch kann Wissenschaft auf eine – nun skeptischere – Vorstellung von Realität und Wahrheit nicht gänzlich verzichten. Sie muss, wie Richard Rorty in Anlehnung an John Dewey formuliert, von der Hoffnung getragen werden, dass „die Gegenwart [...] ein Übergangsstadium auf dem Weg zu etwas [sei], das unvorstellbar viel besser sein könne, falls wir Glück haben.“ (Rorty 1994: 20) Auf dem unbekanntem Weg in diese Zukunft brauchen wir zumindest die Hoffnung darauf, dass (nicht-letzte) Wahrheiten begründet und im Dialog gerechtfertigt werden können. Dafür braucht es eine demokratische Gesprächs- und Streitkultur und eben auch ein Insistieren auf Überzeugungen, die nach dem eigenen Dafürhalten wohl begründete Wahrheiten sind.

Eine Möglichkeit für diesen Austausch wollten wir mit der am 20. und 21. September 2013 an der Universität Augsburg abgehaltenen Tagung *Begriffe - Theorien - Kritik* schaffen. Alle Beteiligten haben durch ihre Vorträge, Kommentare und die Diskussionen dazu beigetragen, dass streitbarer Dialog dann auch tatsächlich möglich war. Der vorliegende Sammelband vereint einige Vorträge der Tagung. Möglich war die Konferenz durch die finanzielle Unterstützung der Graduiertenschule für Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität Augsburg und der Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg e.V. Der Koordinator der Graduiertenschule, Stefan Hartmann, war uns im Vorfeld und Nachgang der Tagung ein hilfsbereiter Ansprechpartner in allen organisatorischen Fragen. Die

Drucklegung des Sammelbandes wurde großzügig von der Hans-Böckler-Stiftung unterstützt. Den Vortragenden, den AutorInnen und den UnterstützerInnen sei an dieser Stelle noch einmal gedankt. Herzlicher Dank gebührt des Weiteren Ivana Vasilijević, die den Band gesetzt hat, Markus Drews, der für einen gelungenen Tagungsablauf gesorgt und uns beim Lektorat tatkräftig unterstützt hat und schließlich Martin Proißl für Anregungen und Diskussionen zu den im Abschnitt „Theorienpluralität und die Problematik des Theorienvergleichs“ entwickelten Gedanken.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W. (1979): Soziologie und empirische Forschung. In: Tiedemann, Rolf (Hrsg.): Theodor W. Adorno. Soziologische Schriften I. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [1957]
- Australian Government, Department of Foreign Affairs and Trade (2015): Australia's Top 25 Goods & Services Exports. [<http://dfat.gov.au/about-us/publications/trade-investment/australias-trade-in-goods-and-services/Documents/fy2013-14-goods-services-top-25-exports.pdf>, Datum des Zugriffs: 12-04-2015]
- Brandt, Tasso/Breitfuss, Marija/Daimer, Stephanie et al. (2012): Forschung an deutschen Hochschulen – Veränderungen durch neue Governance-Modelle und den Exzellenzdiskurs. In: Expertenkommission Forschung und Innovation (Hrsg.): Zur Situation der Forschung an Deutschlands Hochschulen – Aktuelle empirische Befunde. [http://www.e-fi.de/fileadmin/Innovationsstudien_2012/StuDIS_16_ZEW_WZB_Joanneum_ISI.pdf, Datum des Zugriffs: 04-05-2015]
- Carrier, Martin (2006): Wissenschaftstheorie. Hamburg: Junius
- Chalmers, Alan F. (2007): Wege der Wissenschaft. Berlin: Springer-Verlag [1976]
- Deutscher Bundestag (Hrsg.) (2002): Schlussbericht der Enquete-Kommission Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten. Opladen: Leske+Budrich
- Deutsche Gesellschaft für Soziologie (2015): Verbesserungen am CHE-Ranking nicht überzeugend. [<http://www.sociologie.de/de/nc/aktuell/che/aktuelles-single-view/archive/2015/01/01/article/verbesserungen-am-che-ranking-nicht-ueberzeugend-deutsche-gesellschaft-fuer-soziologie-setzt-auf-2.html>, Datum des Zugriffs: 12-06-2015]
- Deutscher Hochschulverband (2009): DHV will zu Boykott gegen Programmakkreditierung aufrufen. [<http://www.hochschulverband.de/cms1/pressemitteilung+M53b7fb95070.html>, Datum des Zugriffs: 12-06-2015]

- Fleck, Ludwik (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [1935]
- Foucault, Michel (1997): Archäologie des Wissen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [1969]
- Gasteiger, Ludwig/Schneider, Werner (2014): Die Modernisierung der Hochschule im Spannungsfeld von politischer Steuerung und Autonomie. Interpretativ-rekonstruktive Diskursforschung und Grounded Theory Methodology. In: Angermüller, Johannes/ Nonhoff, Martin/Herschinger, Eva et al. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 2. Bielefeld: Transcript, 140-163
- Geier, Manfred (2012): Aufklärung. Das europäische Projekt. Hamburg: Rowohlt
- Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2013): Strategie der Wissenschaftsminister/-innen von Bund und Länder für die Internationalisierung der Hochschulen in Deutschland. Beschluss der 18. Sitzung der GWK am 12. April 2013. [http://www.bmbf.de/pubRD/Internationalisierungsstrategie_GWK-Beschluss_12_04_13.pdf, Datum des Zugriffs: 26-02-2015]
- Gresshoff, Rainer/Lindemann, Gesa/Schimank, Uwe (2007): Theorienvergleich und Theorienintegration – Disziplingeschichtliche und methodische Überlegungen zur Entwicklung eines paradigmenvermittelnden „conceptual framework“ für die Soziologie. Arbeitsgruppe soziologische Theorie. Diskussionspapiere. [http://www.uni-oldenburg.de/fileadmin/user_upload/sowi/ag/ast/download/dp/ast-dp-1-07.pdf, Datum des Zugriffs: 31-03-2015]
- Grimm, Marc (2010): Missstände und Maßnahmen. Zur Angemessenheit der Mittel der Hochschulreform. In: Schäffgen, Katrin (Hrsg.): Privatisierung öffentlicher Güter, Berlin: Karl Dietz Verlag, 46-52
- Güllich, Elisabeth (1981): Dialogkonstitution in institutionell geregelter Kommunikation. In: Steger, Hugo/Schröder, Peter (Hrsg.): Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf: Schwann, 418-456
- Habermas, Jürgen (1969): Das chronische Leiden der Hochschulreform. In: Ders.: Protestbewegung und Hochschulreform, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 51-82 [1957]
- Hadot, Pierre (1999): Wege zur Weisheit. Berlin: Eichborn
- Herzog, Roman (1997): Aufbruch ins 21. Jahrhundert. [http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Roman-Herzog/Reden/1997/04/19970426_Rede.html, Datum des Zugriffs: 12-04-2015]

- Himmelrath, Armin (2014): Drittmittel an Hochschulen. Zwischen Freigeist und Dienstleistung. [http://www.deutschlandfunk.de/drittmittel-an-hochschulen-zwischen-freigeist-und.724.de.html?dram:article_id=283064, Datum des Zugriffs: 13-06-2015]
- Hondrich, Karl Otto (1978): Viele Ansätze – eine soziologische Theorie. In: Hondrich, Karl Otto/Matthes, Joachim (Hrsg.): Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften, Darmstadt-Neuwied: Luchterhand, 314- 330
- Horkheimer, Max (1985): Akademisches Studium. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Band 8. Frankfurt a.M.: Fischer, 381-390 [1952]
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (2001): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt a.M.: Fischer [1944]
- Kant, Immanuel (1977): Der Streit der Fakultäten. In: Ders.: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Band 1, Werkausgabe Band XI. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 261-393 [1798]
- Kant, Immanuel (2000): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Bahr, Ehrhard (Hrsg.): Was ist Aufklärung? Thesen und Definitionen. Stuttgart: Reclam, 9-17 [1783]
- Kneer, Georg/Schroer, Markus (2009): Soziologie als multiparadigmatische Wissenschaft. In: Dies. (Hrsg.): Handbuch soziologische Theorien. Wiesbaden: Springer VS, 7-18
- Knorr-Cetina, Karin (2008): Theoretischer Konstruktivismus. Über die Einnistung von Wissensstrukturen in soziale Strukturen. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 33-78
- Korte, Hermann (1998): Einführung in die Geschichte der Soziologie. Opladen: Leske+Budrich
- Kuhn, Thomas S. (1977): Neue Überlegungen zum Begriff des Paradigmas. In: Ders.: Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [1977]
- Lakatos, Imre (1978): The Methodology of Scientific Research Programmes. Cambridge: Cambridge University Press
- Lange, Rainer (2010): Benchmarking, Rankings und Ratings. In: Simon, Dagmar/Knie, Andreas/Hornbostel, Stefan (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftspolitik. Wiesbaden: Springer VS, 322-333
- Lindemann, Gesa (2008): Theoriekonstruktion und empirische Forschung. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 107-128

- Lohmann, Ingrid (2004): Universität, Neue Medien und der globale Bildungsmarkt. Wie Bildungsprozesse in Eigentumsoperationen mit Wissen transformiert werden. [<http://www.epb.uni-hamburg.de/erzwiss/lohmann/Publik/edu-market.htm>, Datum des Zugriffs: 12-04-2015]
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt a.M.: Ulrike Helmer Verlag
- Maihofer, Andrea (2001): Dialektik der Aufklärung - Die Entstehung der modernen Gleichheitsidee, des Diskurses der qualitativen Geschlechterdifferenz und der Rassentheorien im 18. Jahrhundert. In: Hobuß, Steffi/Schües, Christina/Zimnik, Nina et al. (Hrsg.): Die andere Hälfte der Globalisierung. Menschenrechte, Ökonomie und Medialität aus feministischer Sicht. Frankfurt a.M./New York: Cambridge University Press, 113-132
- Marx, Karl (1971): Die Deutsche Ideologie. In: Marx, Karl: Die Frühschriften. Stuttgart: Kröner, 341-485 [1845/46]
- Merton, Robert K. (1985): Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [1973]
- Mittelstraß, Jürgen (1996): Theoria. In: Ders. (Hrsg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Band 4. Stuttgart: Metzler, 259-260
- Müller-Böling, Detlef/Küchler, Tilman (1998): Zwischen gesetzlicher Fixierung und gestalterischem Freiraum. Leistungsstrukturen für Hochschulen. In: Müller-Böling, Detlef/Fedrowitz, Jutta (Hrsg.): Leistungsstrukturen für autonome Hochschulen. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung, 13-36
- Münch, Joachim (1999): Qualifikation als Standortfaktor. Deutschland, USA und Japan im Vergleich. Hochheim: Neres
- Münch, Richard/Pechmann, Max (2009): Der Kampf um Sichtbarkeit. Zur Kolonialisierung des wissenschaftsinternen Wettbewerbs durch wissenschaftsexterne Evaluationsverfahren. In: Bogumil, Jörg/Heinze, Rolf G. (Hrsg.): Neue Steuerung von Hochschulen. Eine Zwischenbilanz. Berlin: Edition Sigma, 67-92
- Opp, Karl-Dieter (1978): Probleme und Strategien des Theorienvergleichs. In: Hondrich, Karl Otto/Matthes, Joachim (Hrsg.): Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften. Darmstadt-Neuwied: Luchterhand, 213-218
- Oppenheimer, Julius Robert (1965): Transkription eines Interviews mit Oppenheimer aus der Dokumentation The Decision to Drop the Bomb. [<https://www.youtube.com/watch?v=-Pvc4qMINL8>, Datum des Zugriffs: 11-06-2015]
- Polanyi, Michael (1985): Implizites Wissen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [1966]
- Popper, Karl R. (1973): Die Logik der Forschung. Tübingen: J.C.B. Mohr [1934]

- Proißl, Martin (2014): Adorno und Bourdieu. Ein Theorienvergleich. Wiesbaden: Springer VS
- Rorty, Richard (1994): Hoffnung statt Erkenntnis. Eine Einführung in die pragmatische Philosophie. Wien: Passagen Verlag
- Rousseau, Jean-Jacques (1963): Emile oder Über die Erziehung. Stuttgart: Reclam [1762]
- Saussure, Ferdinand de (1996): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. In: Hoffman, Ludger (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin: de Gruyter, 32-50 [1916]
- Schiller, Friedrich (1996): Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Die akademische Antrittsrede von 1789. Jena: Bussert [1789]
- Schreiterer, Ulrich (2010): USA. In: Simon, Dagmar/Knie, Andreas/Hornbostel, Stefan (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftspolitik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 481-493
- Schreiterer, Ulrich/Becker, Benjamin (2014): Exzellenz nach Plan. Chinas Wissenschaft soll an die Weltspitze. In: WZB Mitteilungen, 144, 33-36
- Schurz, Gerhard/Carrier, Martin (2013): Einleitung und Übersicht. In: Dies. (Hrsg.): Werte in den Wissenschaften. Neue Ansätze zum Werturteilsstreit. Berlin: Suhrkamp, 7-30
- Searle, John R. (1997): Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen. Hamburg: Rowohlt
- Seyfarth, Constans (1978): Zur Grundlegung eines nicht-restriktiven Vergleichs soziologischer Ansätze. In: Hondrich, Karl Otto/Matthes, Joachim (Hrsg.): Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften. Darmstadt-Neuwied: Luchterhand, 285-313
- Weber, Max (1992): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis. In: Ders.: Soziologie – Universalgeschichtliche Analysen – Politik. Stuttgart: Kröner, 186-262 [1904]
- Weber, Max (2005): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Frankfurt a.M.: Zweitausendeins [1921/22]
- Wedl, Juliette/Herschinger, Eva/Gasteiger, Ludwig (2014): Diskursforschung oder Inhaltsanalyse? Ähnlichkeiten, Differenzen und In-/Kompatibilitäten. In: Angermüller, Johannes/Nonhoff, Martin/Herschinger, Eva et al. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 1. Bielefeld: transcript, 537-563

- Wolff, Birgitta (2015): „Die Wirtschaft wollte jüngere Berufseinsteiger, jetzt hat sie sie“. Interview von Uwe Marx für die Frankfurter Allgemeine Zeitung. [<http://www.faz.net/aktuell/beruf-chance/campus/praesidentin-der-goethe-uni-zur-kritik-an-bachelor-studenten-13573586.html>, Datum des Zugriffs: 12-04-2015]
- Zima, Peter V. (2004): Was ist Theorie? Tübingen: A. Francke